

Erich von
DÄNIKEN

Götter- dämmerung

Die Rückkehr der
Außerirdischen

2012 und darüber hinaus

KOPP

ERICH VON DÄNIKEN

GÖTTERDÄMMERUNG

Die Rückkehr der Außerirdischen

2012 und darüber hinaus

1. Auflage Oktober 2009

INHALT

Brief an meine Leser	7
1. KAPITEL: Ein Basislager der Götter	9
Hitler und Hörbiger – Die Riesen auf Erden – Harte Tatsachen – Woher kommt der Mond? – Das Universum als Organismus – Die Entdeckung von Tiahuanaco – Rätsel in Stein – Faule Aus- reden – War Posnansky ein Fanatiker? – Klimawechsel? Nichts Neues! – Kalender aus der Eiszeit – Ein kolossaler Fund – Unab- änderliche Beweise – Ohne Werkzeuge und Planung? – Mut zur Logik! – Neue Antworten	
2. KAPITEL: Nichts Neues unter der Sonne!	87
Erinnerungen an die Zukunft – Monster aus der Vergangenheit – Apis und andere Chimären – Zerhackte Knochen	
3. KAPITEL: Wissenschaftlich? Wissenschaftlich!	105
Pyramidentexte – Göttlicher Eingriff – Hüben wie drüben – Außerirdische Technik – Sprache und <i>Popol Vuh</i> – Etana über der Erde	

4. KAPITEL: Die Rückkehr der Götter 133

Brutale Eroberer – Die traurige Nacht – Im Zeichen des Kreuzes – Handschriften der Maya – Der *Dresdner Codex* – Woher das Wissen? – Indianische Überlieferungen – Die Maya-Kalenderräder – Bolon Yokte kehrt zurück – Fehlberechnung? – Mahdi bei den Muslimen – Alle Götter kehren wieder! – Älter als Buddha – Gleiche Zahlen, woher? – Noah, ein Kind der ETs – Auch Gesar kam vom Himmel – Sie kommen wieder! – Die Hinterlassenschaften

5. KAPITEL: Die ewige Intelligenz 177

Das Fermi-Paradox – SETI – Es gibt Lösungen – WARP-Antriebe? – Kolonien im Weltraum – Panspermia erklärt alles! – Bausteine von außen – Kirche und ETs – Zwingende Formen – Allgegenwärtige Meme – Das Elektron war immer dabei – Zur Sicherheit mit der Raumfahrt – Der Jüngste Tag – Wissen für die Hühner!

Literaturverzeichnis 205**Bildquellen 219**

BRIEF AN MEINE LESER

Verehrte Leserinnen, verehrte Leser,

mit *Götterdämmerung* lege ich mein 25. Sachbuch vor. Dazu kommt meine Mitarbeit an sieben Anthologien und – so nebenbei – verfasste ich sechs Romane. Es hat mir Spaß gemacht, einmal die von mir verfassten Sachbuchseiten zusammenzuzählen. Es sind insgesamt achtausenddreihundertzweiundvierzig gedruckte Seiten. Das liest sich wie die Zahl auf einem Scheck.

8342 Seiten! Ist das nicht langweilig? Geht denn der Stoff nie aus? Sind Wiederholungen nicht unvermeidlich?

Langweilig wird es eben deshalb nie, weil der Stoff sich ständig vermehrt. Das von mir beackerte Feld wird tagtäglich brisanter und aktueller. Immer mehr Autoren und Wissenschaftler sind von dem Thema fasziniert. Mich verwundert das nicht, denn schließlich berührt der Gedanke, vor Jahrtausenden seien mal Außerirdische hier gewesen, die verschiedensten Wissenschaftszweige. Betroffen sind die Vorgeschichte, die Archäologie, die Philologie (Sprachforschung), die Ethnologie, die Evolution, die Genetik, die Philosophie, die Astronomie, die Astrophysik, die Exobiologie, die Raumfahrt und in ganz großem Maße die Theologie.

Wiederholungen sind tatsächlich unvermeidlich. So habe ich mich im Buch *Reise nach Kiribati* bereits auf zwölf Seiten über die

rätselfhafte Ruinenstätte Puma-Punku im Hochland von Bolivien ausgelassen. Jetzt greife ich den Fall wieder auf. Was soll das?

In der Vergangenheit behandelte ich Puma-Punku wie ein Journalist. Ich berichtete darüber und zeigte Bilder, ohne in die Tiefe zu gehen. Diesmal möchte ich zusätzlich dokumentieren, was die ersten Besucher stammelten, als sie vor 400 Jahren vor den Blöcken von Puma-Punku standen. Ich möchte belegen, was Archäologen vor über 100 Jahren herausfanden, und demonstrieren, wie viel über die Jahrhunderte kaputt gemacht wurde. Absichtlich. Doch beweisen werde ich auch, dass Puma-Punku von keinem Volk aus der Steinzeit gebaut wurde.

Im Dezember des Jahres 2012 sollen die Götter von ihrer langen Reise wieder auf die Erde zurückkehren. Dies zumindest lässt sich vom Kalender der Maya und von ihren Überlieferungen ableiten. Ich bin der Sache gründlicher nachgegangen als je zuvor. Die sogenannten Götter – die Außerirdischen – werden wiederkommen. Uns steht ein »Götterschock« bevor.

Weiß nicht jeder vernünftige Mensch, dass Raumfahrt wegen der gigantischen Distanzen von Stern zu Stern unmöglich ist und immer bleiben wird? Dass Außerirdische niemals menschenähnlich aussehen?

Ich zerplücke dieses Vorurteil, und Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, wünsche ich eine spannende Lektüre.

Ihr

Erich von Däniken
im September 2009

1. KAPITEL

EIN BASISLAGER DER GÖTTER

Was würden Sie zu einem Ort 4000 Meter hoch in den Anden sagen, von dem die uralten Inka-Überlieferungen behaupten, er sei in einer einzigen Nacht von den Göttern erbaut worden? Von einem Ort, an dem künstlich bearbeitete und transportierte Steinplatten herumliegen, von denen die spanischen Chronisten vor über 400 Jahren sagten, Menschen hätten sie nicht bewegen können? Von einem Ort, an dem riesige Andesitblöcke millimetergenau vermessen und bearbeitet wurden, und dies von (angeblichen) Steinzeitmenschen? Von einem Ort, in dem ein Kalender gefunden wurde, der 15 000 Jahre in die Vergangenheit zurückreichen soll? Einem Kalender, der sogar die Mondphasen für jeden Tag und jede Stunde anzeigt?

Diesen unheimlichen Ort gibt es. Er heißt Tiahuanaco und liegt in den hohen Anden Boliviens. Wieso eigentlich hört und liest man kaum etwas davon? Weshalb haben *National Geographic* oder der weltweit bekannte TV-Forschungskanal *Discovery* nicht längst bahnbrechende Sendungen darüber produziert? Ist eine Verschwörung im Gange oder hat sich der sensationelle Fund inzwischen in Luft aufgelöst?

Einer der Gründe des Verschweigens liegt bei einem Hitler-Freund und Judenhasser namens Hans Hörbiger. Einem Exzentriker

der Sorte, die nur eine Wahrheit kennt – seine eigene. Über solche Typen schreibt und redet man selbst dann nicht, wenn sie in vereinzelt Punkten recht haben könnten. Um wen geht es?

Hans Hörbiger, geboren 1860, entstammte einer alteingesessenen Tiroler Familie. An der Technischen Hochschule in Wien studierte er Ingenieurwesen und war nach dem Studium als technischer Zeichner an der Konstruktion von Dampfmaschinen beteiligt. Schließlich trat er als Spezialist für Kompressoren in die Firma *Land* in Budapest ein und erfand 1894 ein neues Hahnsystem für Pumpen und Kompressoren. Er ließ seine Erfindung patentieren und verkaufte das Patent an deutsche und ausländische Firmen. Sein Vermögen vermehrte sich rasch, wurde aber von der späteren Inflation und dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgefressen.

Als junger Ingenieur beobachtete Hörbiger geschmolzenen Stahl, der kurz über eine Schneedecke floss. Dabei sah und hörte er, wie Schnee und Erde unter der Hitze des Stahls buchstäblich explodierten. Dies brachte ihn auf den Gedanken, derselbe Vorgang wiederhole sich in einem ewigen Kampf ununterbrochen im gesamten Universum. Eis und Feuer – Leben und Tod. Hörbiger postulierte, im Kosmos würden dauernd riesige Himmelskörper mit mächtigen Eisbrocken zusammenstoßen und dabei explodieren. Aus den Trümmerstücken würden Planeten und Monde entstehen. Aus dieser Sicht veröffentlichte Hans Hörbiger im Jahre 1913 seine »Welteislehre«.

Nach dieser »Welteislehre« soll unsere Erde in verschiedenen geologischen Zeitaltern, noch vor dem Bestehen des heutigen Mondes, Hochkulturen beherbergt haben. Die wurden immer dann wieder zerstört, wenn sich aus dem Universum ein gewaltiger Brocken näherte und in der Atmosphäre explodierte. Die Bruchstücke prasselten auf unseren Planeten, und damit waren die Sintflut und der Untergang von Atlantis erklärt. Für Hörbiger war der Mensch bereits in der Tertiärzeit zivilisiert. Der Mond des Tertiärs ist, nach

Hörbiger, vor 25 000 Jahren niedergestürzt. Sämtliche Tropenländer wurden überflutet, mit Ausnahme von einigen hohen Bergen in den Anden und in Äthiopien.

Hans Hörbiger war ein zorniger Prophet. Er trug einen langen weißen Bart und seine Handschrift soll schier unleserlich gewesen sein. Egozentrisch betrachtete er sich selbst als einen großen Gelehrten, der als Einziger die Wahrheit verkünde. So forderte er von der damaligen Wissenschaft – 1925 – radikale Anerkennung. Er dachte wie Hitler – und umgekehrt. In seinem unheiligen Eifer vertrug Hörbiger keinen Widerspruch. Die mathematischen und astrophysikalischen Erkenntnisse seiner Zeit verdammte er als wertlose Lügen.

Hitler und Hörbiger

Im wissenschaftlichen und technisierten Deutschland bahnte sich Hans Hörbiger mit Rechthaberei, Ellenbogen und angeblicher Erleuchtung seinen Weg. Er und seine Schüler begannen im Kreise der Intelligenz mit regelrechten agitatorischen Tätigkeiten. Völlig unzimperlich und von jeder Kritik unberührt setzte er seine beträchtlichen Geldmittel ein und schuf eine Bewegung mit zahlenden Mitgliedern und einer kleinen Kampftruppe. Die Mauern von Hochschulen und Sportstadien wurden mit Plakaten überklebt, Stöße von Flugschriften wurden verteilt. Vorträge von Astronomen, die Hörbigers Meinung widersprachen, wurden durch Zwischenrufe und Gelächter gestört, Professoren auf der Straße belästigt. Hörbiger schrieb an bekannte Ingenieure und Astronomen: »Entweder Sie lernen an mich zu glauben oder ich muss Sie als Feind behandeln.« [1]

Insgesamt veröffentlichte die Hörbiger-Bewegung drei umfangreiche Werke und 40 Bücher mit populärem Charakter, dazu un-

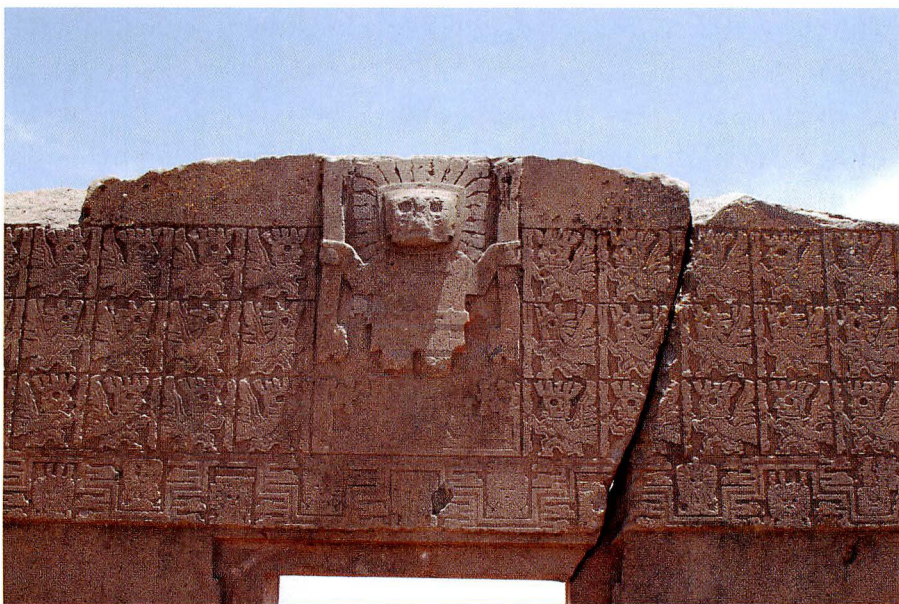
zählige Broschüren. Ihre Monatszeitschrift *Der Schlüssel zum Weltgeschehen* erreichte eine Auflage von rund 100 000 Exemplaren.

Hitler glaubte an Hörbiger und unterstützte ihn öffentlich. Sie trafen sich mehrmals. Wiederholt lauschte Hitler andächtig Hörbigers Vorträgen, obschon sich der cholerische Hörbiger nicht mal von Hitler unterbrechen ließ. In einer der damaligen Broschüren der Hörbiger-Bewegung konnte man lesen: »Ein Östreicher, Hitler, hat die jüdischen Politiker vertrieben. Ein zweiter Östreicher, Hörbiger, wird die jüdischen Wissenschaftler vertreiben.« [1]

Luis Pauwels und Jacques Bergier, die beiden großen französischen Denker und Journalisten, schrieben über Hörbigers Lehre [1]: »Hörbiger behauptet, er könne die fernste Vergangenheit unseres Planeten ebenso wie seine fernste Zukunft enthüllen. Er wirft alle bestehenden Theorien über die Geschichte der Kulturen, das Auftauchen und die Entwicklung des Menschen und seiner Gemeinschaften über den Haufen. Vor Hunderttausenden, ja vielleicht vor Millionen von Jahren hat es seiner Ansicht nach bereits Gottmenschen, Riesen und hoch entwickelte Kulturen gegeben ..., das gesamte Universum macht eine einheitliche Entwicklung durch; es ist ein lebendiger Organismus, bei dem jeder Teil auf die anderen einwirkt. Das Abenteuer des Menschen ist mit dem Abenteuer der Gestirne verknüpft; das, was im Kosmos geschieht, ereignet sich auch auf der Erde und umgekehrt.«

Was hat das alles mit dem Hochland von Bolivien und der rätselhaften Trümmerstädte von Tiahuanaco zu tun?

Einer der Anhänger Hörbigers war der Archäologe Dr. Edmund Kiss, der neun Jahre im Hochland der Anden forschte. Dort, in Tiahuanaco, hatte man auch ein monolithisches Tor gefunden, das heute allgemein als »Sonnentor« betitelt wird. **(BILDER 1 UND 2)** Für Edmund Kiss stellten die Gravuren auf diesem Sonnentor einen Kalender dar. Ablesbar seien die Sonnenwenden, die Tag- und Nachtgleichen, jeder Tag des Jahres, die Position des Mondes für

**BILD 1****BILD 2**

jede Stunde, und zwar unter Berücksichtigung der Erdrotation. »Die Menschen, die diesen Kalender erfanden, gehörten einer höheren Kultur als der unsrigen an« [2], behauptete Kiss. Nach seinen Berechnungen ist Tiahuanaco um 27 000 vor Christus entstanden. Dieser Kalender, so Kiss, sei von Astronomen des Tertiärs in den Stein graviert worden und liefere »unumstößliche, wissenschaftliche Tatsachen«. **(BILDER 3 UND 4)**

In und um Tiahuanaco fanden Hörbigers Anhänger tatsächlich Indizien für einen Weltuntergang. Etwa die Überreste eines großen Hafens, Meeressedimente in 4000 Metern Höhe, vulkanische Asche im Schlamm von sintflutartigen Überschwemmungen oder Knochenstücke von angeblichen Riesenmenschen. All dies stamme aus einer Zeit, als der frühere Mond zerbarst, die Trümmer sich zu einem Ring formten und schließlich auf die Erde stürzten. Dabei

**BILD 3**



BILD 4

darf nicht übersehen werden, dass es – nach Hörbiger – mehrere Monde und mehrere Katastrophen gab. Hörbiger berechnete die Zeitspanne, in der unser Planet mal gerade von *keinem* Mond umkreist wurde, mit 138 000 Jahren. Damals sollen Riesenkönige über die Erde regiert haben. Dann, vor rund 14 000 Jahren, fing sich die Erde unseren gegenwärtigen Mond ein, und eine neue Katastrophe rollte über den geschundenen Globus: »Aus Norden und Süden fluteten die Meere der Erdmitte zu, und im Norden, auf den Ebenen, die der eingefangene Mond bloßlegte, in dem er Luft und Wasser von ihnen absaugte, begannen die Eiszeiten.« [1]

Ist Hörbigers »Welteislehre« endlich vom Tisch? Nicht ganz. Denn Riesen existierten tatsächlich – zumindest in den alten Überlieferungen. Nachfolgend ein kurzer Bericht über mein Gegenwartswissen.

Die Riesen auf Erden

In der Bibel (Mos. 1. 6, 4) kommen Riesen vor: »Zu jenen Zeiten, und auch nachmals noch, als die Gottessöhne zu den Töchtern der Menschen sich gesellten und diese ihnen Kinder gebaren, *waren die Riesen auf Erden. Das sind die Recken der Urzeit, die hochberühmten.*« [3]

Im 5. Buch Moses ist sogar von einem Sarkophag die Rede, in dem die Überreste eines Riesen liegen. (Mos. 5, 11): »Denn Og, der König von Basan, war allein noch übrig geblieben vom Rest der Rephaiter. Siehe, sein Basaltsarg steht ja noch in der Ammoniterstadt Rabba; *er ist neun Ellen lang und vier Ellen breit nach gewöhnlicher Elle.*« (Die hebräische Elle maß 48,4 Zentimeter.) Im selben Buch wird das »hochgewachsene Volk der Enakiter« erwähnt, die der Herr durch ein »verzehrendes Feuer« vernichten werde. (Mos. 5. 9, 2)

Allgemein bekannt ist der Kampf von David gegen Goliath, beschrieben in der Bibel beim Propheten Samuel (Sam. 1. 17, 4): »Da trat aus den Reihen der Philister ein Zweikämpfer hervor mit Namen Goliath aus Gath, *sechs Ellen und eine Spanne hoch ...* und das Gewicht seines Panzers betrug fünftausend Lot Erz ... Der Schaft seines Speeres war wie ein Weberbaum, und die Spitze seines Speeres wog sechshundert Lot Eisen.«

Die riesenhaften »Enakiter« werden von Josua vertrieben, bis auf einige wenige (Jos. 11, 22): »Es blieben keine Enakiter übrig im Lande Israels, nur in Gaza, in Gath und Asdod blieben etliche übrig.« Und (Jos. 1. 14, 15): »Hebron aber hieß vor Zeiten Stadt des Arba; der war der größte Mann unter den Enakitern.«

Im Buch der Chronik (Bestandteil der Bibel) erfährt der staunende Leser, wie auch noch die letzten Riesen umgebracht werden (Chr. 1. 20, 4 ff.): »Damals erschlug der Husatither Sibbechai den Sippai, *einen von den Riesen ...* Da war ein hochgewachsener Mann, der hatte sechs Zehen und sechs Finger, im ganzen 24; *auch der*

stammte von den Riesen. ... diese stammten von den Riesen in Gath, und sie fielen durch die Hand Davids und seiner Leute.«

Die Bibel ist längst nicht die einzige Quelle für die Existenz ehemaliger Riesen. In den alten Texten »über die Sagen der Juden von der Urzeit« [4] ist nachzulesen: »Da waren die ›Emiter‹ oder die Schrecklichen, dann die ›Rephaiter‹ oder Giganten, zudem gab es die ›Giborim‹ oder die Gewaltigen ...«

Auch im 14. Kapitel des Buches des vorsintflutlichen Propheten Henoch, das zu den apokryphen Texten zählt, kommen die Riesen vor. Dort wirft »der Höchste« seinen »gefallenen Wächtern des Himmels« vor [5]: *»Warum habt ihr wie die Erdenkinder getan und Riesen gezeugt?«*

In der griechischen Sage der *Argonautica* [6] kommen die Riesen gleich mehrfach vor. Ein Beispiel: Auf der Halbinsel Kapidagi kam es, dass die Argonauten ahnungslos auf einen Berg kletterten, um sich einen Überblick zu verschaffen. Nur Herakles und wenige Männer blieben als Bewachung auf der Argo. Prompt wurden sie von Riesen angegriffen, aber die wussten nichts von Herakles, der die Ungeheuer kommen sah und einige von ihnen auf Distanz mit seinen Pfeilen erschoss. *»Ihr Leib hatte drei Paar nerviger Hände, wie Pfoten. Das erste Paar hängt an den knorrigen Schultern, das zweite und das dritte Paar schmiegt sich an die scheußlichen Hüften ...«*

In vielen klassischen Sagen und Legenden Griechenlands tauchen diese Monster auf. Selbstverständlich auch bei Homers Odysseus, der auf der Insel der Zyklopen (auch: Kyklopen) gegen einen Riesen kämpfte und ihm das einzige Auge ausbrannte. [7, 8, 9] Heute noch nennt man Mauern aus gigantischen Steinblöcken »Zykloppenmauern«.

Monster unterschiedlicher Art gibt es auch im *Gilgamesch-Epos*, das im Hügel von Kunjundschiq (heutiger Irak), dem einstigen Ninive, ausgegraben wurde. Die uralten Tontafeln gehörten zur Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal. [10] Auf ihnen ist

nachzulesen, wie Gilgamesch und sein Freund Enkidu den Götterberg besteigen. Kurz vor dem Ziel tritt ihnen das furchteinflößende Wesen »Chumbaba« entgegen. Chumbaba hatte Pranken wie ein Löwe, sein Leib war mit ehernen Schuppen bedeckt, und die Füße waren mit Krallen bewehrt. Die beiden Kampfgefährten schossen Pfeile auf das Ungeheuer und warfen das Wurfholz, doch alle Geschosse prallten ab. Auch der »Park der Götter« wird von fürchterlichen Wesen bewacht. Es sind gigantische »Skorpionmenschen. Schaurig, schrecklich sehen sie aus, und Tod verkündet ihr Anblick. Ihr grässliches Augenblitzen lässt Berge niederrollen zu Tal.« Im Epos können diese Monstren keine gewöhnlichen Tiere gewesen sein, denn sie sprechen und warnen die beiden Freunde.

Der Sumerologe Prof. Dr. Samuel Kramer übersetzte auf einer sumerischen Keilschrifttafel sogar eine Vergewaltigung, aus der später ein Riese heranwuchs. [11] Enlil schwängerte Ninlil. Die weigerte sich, was Enlil nicht von dem erzwungenen Geschlechtsakt abhielt: »... Meine Vagina ist zu klein, sie versteht den Beischlaf nicht. Meine Lippen sind zu klein ...«

Von primitiven Riesengestalten liest man auch im *Popol Vuh* der Quinché-Maya. [12] Sie wüteten unter den Menschen, bis der Gott »Ah Mucenab« ein gewaltiges Feuer entfachte, um sie auszurotten. Einige überlebten und »irrten im trüben Dämmerlicht daher. Sowie die Menschen mit ihnen zusammentrafen, kam es zu verzweifelten Kämpfen.«

Das Buch der Eskimos hält lapidar fest [13]: »In jenen Tagen lebten Riesen auf der Erde.«

Eigentlich könnte man die Zitate über Riesen in alten Büchern abschließen, denn sie kommen in den meisten Ur-Überlieferungen der verschiedensten Völker vor. Doch möchte ich noch zwei Beispiele anfügen, weil sie etwas präziser sind als die gängigen Sagen. Im ehrwürdigen Buch der äthiopischen Könige, dem *Kebra Negest*, ist in Kapitel 100 Folgendes beschrieben [14]: »Jene Töchter Cains

aber, mit denen sich die Engel vergangen hatten, wurden schwanger, konnten aber nicht gebären und starben. Und von denen in ihrem Leibe starben einige, und andere kamen heraus, indem sie den Leib ihrer Mutter spalteten ..., als sie dann älter wurden und aufwuchsen, *wurden sie zu Riesen.*«

Die unbegreiflichste Aussage allerdings findet man im apokryphen Buche des Baruch. Dort wird sogar die Zahl der Riesen genannt, die vor der Sintflut gelebt haben sollen [15]: »*Damals lebten die Riesen auf Erden. 4 090 000 an der Zahl.*« Es bleibt unerfindlich, woher der antike Autor seine Zahl hat.

Die Hinweise auf Riesen in den Menschheitsüberlieferungen sind belegbar. Schwierig wird es mit den harten Tatsachen. Zwar versichern mehrere Wissenschaftler, irgendwo Funde von Riesenknöcheln oder Werkzeugen von Riesen gemacht zu haben, doch bleiben sie allesamt umstritten. So entdeckten beispielsweise die deutschen Paläontologen Gustav von Königswald und Franz Weidenreich (1873–1948) in Apotheken von Hongkong und China mehrere Knochen von Riesen. Weidenreich berichtete 1944 vor der *American Ethnological Society* darüber. [16]

Harte Tatsachen

Professor Dr. Denis Saurat, immerhin Direktor des *Centre International d'Etudes Françaises in Nizza*, fand sechs Kilometer südlich von Safita (Syrien) Faustkeile von 3,8 Kilogramm Gewicht und in Ain Fritissa (Ost Marokko) solche von 4,2 Kilogramm bei einer Länge von 32 und einer Breite von 22 Zentimetern. Der Fachmann meinte, derartige Werkzeuge würden nur in die Fäuste von riesigen Menschen passen. [17] Saurat bejaht die ehemalige Existenz von Riesen und meint gar, sie könnten verantwortlich sein für die unverständenen Dolmen und gewaltigen Menhire, doch auch für

die mit übermenschlicher Kraft hergestellten »Zyklopenmauern«, die vorwiegend in Europa und dem Mittelmeerraum zu finden sind. Knochenreste von großwüchsigen Frühmenschen wurden bereits 1936 vom deutschen Anthropologen L. Kohn-Larsen am Eyasi-See in Zentralafrika gefunden. Sie erhielten sogar einen wissenschaftlichen Namen: *Meganthropus africanus*. Ähnliche Formen tauchten in Java auf (*Meganthropus palaeojavanicus*). Und der ehemalige Delegierte der Französischen Prähistorischen Gesellschaft, Dr. Louis Burkhalter, stellte sich in einem Artikel, der 1950 in der *Revue du Musée de Beyrouth* erschien, eindeutig hinter die Knochenfunde: »Wir wollen doch klarstellen, dass die Existenz von riesenhaften Menschenwesen in der Acheuléen-Epoche als eine wissenschaftlich gesicherte Tatsache betrachtet werden muss.«

Mitte des letzten Jahrhunderts entdeckte der australische Archäologe Dr. Rex Gilroy, Direktor des *Mount York Natural History Museums* von Bathurst (New South Wales), übergroße, vorgeschichtliche Werkzeuge, zusammen mit einem Skelett und einem Backenzahn von 5,8 Zentimetern Länge und 4,5 Zentimetern Breite. Selbst ein Fußabdruck von 60 mal 18 Zentimetern tauchte im ausgetrockneten Lehm auf. Dr. Gilroy vermutet, dass die Gestalt, die zum Fußabdruck passte, an die sechs Meter groß gewesen sein musste.

Ein geradezu »unmöglicher« Fund mit riesigen Fußabdrücken wurde in Glen Rose, Texas (USA), gemacht. Dort tauchten im Flussbett des Paluxy-River Fußabdrücke von Dinosauriern auf – und gleich daneben diejenigen von Riesenmenschen. Dies in derselben Schicht. Für jeden Anthropologen ein Ding der Unmöglichkeit, denn Saurier und Menschen lebten niemals zur gleichen Zeit. Kurioserweise geht es in diesem Falle nicht um einen einzigen Abdruck, sondern gleich um Dutzende. Eindeutig erkennbar ist die Laufrichtung eines Sauriers und dahinter die Abdrücke von mehreren Menschen, als ob sie dem Saurier gefolgt seien. [18] Über die Funde in Glen Rose entstand ein erbitterter wissenschaftlicher

Kampf. Die Evolutionstheoretiker waren sich einig, dass Saurier- und Menschenabdrücke in derselben Schicht nur eine Fälschung sein können. Man schrieb diese Fälschung den Creationisten zu, jenen Menschen also, die speziell in den USA nichts von Darwins Evolutionslehre hielten, sondern glauben, alles sei durch einen göttlichen Einfluss entstanden. Die Creationisten wiederum schworen, keine Fälschung angezettelt zu haben. Verblüffend in dieser Wissenschaftsdebatte blieb die Tatsache, dass die wenigen Evolutionisten, die es wagten, die Funde im Paluxy-River persönlich zu überprüfen, oft die Seiten wechselten. Menschen und Saurier zur selben Zeit? Unmöglich? In neuester Zeit scheint das Unmögliche möglich zu werden.

Der renommierte Evolutionsbiologe Prof. Dr. Robert Martin vom *Field Museum of Natural History* in Chicago ist überzeugt, dass Menschen und Saurier gleichzeitig lebten [19]: »Die den Menschen einschließenden Primaten entstanden bereits vor etwa 90 Millionen Jahren. Demnach lebten die Urahnen von Gorilla, Schimpansen und Menschen Seite an Seite mit den Dinosauriern und haben sich nicht erst nach deren Ableben entwickelt.« Der Paläontologe Wolf-Dieter Heinrich vom Berliner Museum für Naturkunde fand dann auch tatsächlich versteinerte Überreste aus der oberen Jurazeit, und zwar in dem zu Dinosaurierzeiten abgelagerten Gestein des ostafrikanischen Fundortes Tendaguru.

Mehrere molekulargenetische Untersuchungen durch Prof. Robert Martin und sein Team bestätigten inzwischen dieses hohe Alter. Auch Prof. Ulfur Arnason von der Universität Lund, Schweden, ein Molekulargenetiker, ermittelte, dass »die wichtigsten Aufspaltungen im Säuger-Stammbaum bereits im Erdmittelalter erfolgten«.

Zum Abschluss dieser kurzen Betrachtungen über Riesen in vorgeschichtlicher Zeit noch eine seltsame Geschichte aus Salomons Zeiten. Neben anderen Frauen hatte der weise Salomon auch eine intime Beziehung mit der Königin von Saba (in Arabisch: »Bilquis«).

Die letzte Begegnung zwischen Salomon und der Königin von Saba fand in der Palmenstadt Tadmor statt. (Tadmor ist das spätere Palmyra, eine Oasenstadt im Norden der Syrischen Wüste.) Dort ließ der verschwenderische Salomon ein Grabmal für seine große Liebe errichten. Muhammed al-Hassan, Biograf des Religionsgründers Mohammed, berichtete, Kalif Walid I. (705–715 nach Christus) habe in Tadmor ein Grab mit der Inschrift gefunden: »Dies ist das Grab und die Bahre der frommen Bilquis, der Gemahlin Salomons.« Der Kalif ließ das Grab öffnen. Ihm gefror das Blut in den Adern und er befahl, das Grab zu schließen und es nie wieder zu öffnen. Über der Gruft ließ er ein mahnendes Bauwerk erstellen. Was hatte den Kalifen derart entsetzt? Die Gruft der Bilquis war das Grab einer Riesin! [20]

Vielleicht lag Hörbiger mit den Riesen in seiner umstrittenen »Welteislehre« nicht ganz falsch. Er könnte seine Informationen darüber aus alten Überlieferungen bezogen haben, die schließlich allesamt schon zu seiner Zeit kursierten. Außerdem lief – ob wir es gerne lesen oder nicht – Darwins Evolution nicht so mustergültig ab, wie es die Theorie eigentlich vorschreibt. In ihrem über tausendseitigen, blitzsauber dokumentierten Werk *Verbotene Archäologie* belegen die Autoren Michael Cremo und Richard Thompson eine Fülle von anthropologischen Ungereimtheiten, die definitiv nicht in die Vorstellung einer gradlinigen Evolution passen. [21] Von Archäo- und Anthropologen wird das Werk zu Unrecht ignoriert. Die exakten Quellen und Beweise sind erdrückend.

Woher kommt der Mond?

Nun behauptet Hans Hörbiger in seiner »Welteislehre« auch, es habe mehrere Monde gegeben und unser gegenwärtiger Trabant umkreise die Erde erst seit 14 000 Jahren. Die verschiedenen Monde

seien die wahre Ursache für den Aufstieg und den Niedergang der vergangenen Kulturen gewesen, auch derjenigen von Tiahuanaco. Alles Unsinn? Wissen wir über den Mond nicht endgültig Bescheid? Schließlich landeten die Amerikaner mehrmals auf dem Erdtrabanten und brachten sogar Mondgestein nach Hause. (Für die Skeptiker: Ich kenne die Bücher, in denen behauptet wird, die Amis seien nie auf dem Mond gewesen und die im Fernsehen gezeigten Landungen seien nichts als Fälschungen, produziert in der Wüste und in Studios. Diese Sorte von Anti-Amerikanismus ist leicht widerlegbar. Die US-Astronauten deponierten auf dem Mond unter anderem eine Messplatte, die heute noch über Laser angepeilt wird. Damit wird laufend die exakte Distanz Erde–Mond vermessen. Zudem werden weitere Mondlandungen von Chinesen und Japanern folgen. Die finden selbstverständlich das Gerümpel, das die Amerikaner bei ihren Landungen zurückließen. Wie üblich wird sich dann keiner aus der Anti-Mond-Landungs-Fraktion bei den Amis entschuldigen. Letztlich kannte ich verschiedene der Männer, die am NASA-Mondprogramm mitwirkten, persönlich. Angefangen von Wernher von Braun, Hermann Obeth, Willi Ley, Harry Ruppe, Ernst Stuhlinger – alle mit Professoren- und Dokortitel – bis zum Chefingenieur Joseph Blumrich. Das waren ausnahmslos grundehrliche Männer. Keiner von ihnen hätte einen Mondlandungsbetrug mitgetragen.)

Weiß man jetzt also, wie der Mond entstand und wie alt er ist? Sind Hörbigers Fantastereien endgültig widerlegt?

Über die Entstehung des Mondes kursieren mehrere Theorien [22]:

- a) Die Abspaltungstheorie (Die »Proto-Erde« rotierte sehr schnell und schleuderte einen Tropfen ihres Volumens ins Weltall. Daraus entstand der Mond.)
- b) Die Viele-Monde-Theorie (Mehrere kleine Monde gerieten in die Erdanziehung, kollidierten und bildeten den gegenwärtigen Mond.)

- c) Die Einfangtheorie (Erde und Mond entstanden unabhängig voneinander. Schließlich fing die Erde durch ihre Anziehungskraft den Mond ein.)
- d) Die Kollisionstheorie. (Die Erde stieß mit einem größeren Brocken aus dem Weltall zusammen. Aus der weggeschleuderten Masse entstand der Mond.)
- e) Die Giant-Impact-Theorie. (Ein anderer Planet krachte mit der Erde zusammen. Die Trümmerstücke bildeten eine Scheibe um die Erde, die sich schließlich zum Mond ballte.)

Neueste Forschungen der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich (ETH) sowie der Universitäten Oxford, Köln und Münster kommen zu dem Ergebnis, der Mond sei vor Millionen Jahren entstanden. [23] Wie erhält man ein derart ungeheures Alter?

Das Isotop (Element) Wolfram-182 entsteht durch den Zerfall des radioaktiven Isotops Hafnium. Dieses Hafnium zerfiel in den ersten 60 Millionen Jahren komplett. Dies lässt sich physikalisch nachweisen. Die Wissenschaftler des Institutes für Isotopengeologie der ETH Zürich untersuchten Mondgestein, das die US-Astronauten zur Erde gebracht hatten. Dabei wurden kleinste Mengen von Wolfram-182 gemessen, die eine Altersbestimmung in Bezug auf das zerfallene Hafnium zuließen. Je größer die Unterschiede in Wolfram-182, desto älter musste das Gestein sein. Das Resultat ergab ein Alter von X Millionen Jahren und unterstützte zudem die »Giant-Impact-Theorie«, derzufolge Erde und Mond zwei Himmelskörper sind, die vor Millionen von Jahren zusammenknallten.

Nach diesen aktuellsten Resultaten hat Hörbiger unrecht und unser gegenwärtiger Mond kreist nicht erst seit 14 000 Jahren um die Erde. Er kann für die Zerstörung von Tiahuanaco nicht herangezogen werden. Doch ob Mond oder nicht, in der Erd-Vergangenheit sind abrupte Klimakatastrophen nachweisbar, etwa in den Sedimenten (Ablagerungen) oder durch die sogenannten Findlinge.

(Das sind größere Gesteinsbrocken, die durch die abschmelzenden Gletscher nach der letzten Eiszeit in der Landschaft liegen blieben. In den Voralpen wimmelt es davon. Übrigens schmolzen die Gletscher vor Jahrtausenden auch ohne unsere Umweltabgase – was in den gegenwärtigen Diskussionen oft verschämt verschwiegen wird.)

Selbst kosmische Einschläge haben in der Erdvergangenheit stattgefunden. Irgendwelche Meteoriten mögen irgendwann auf die Erde oder in die Ozeane gestürzt sein und entsetzliche Fluten ausgelöst haben. Nur eben: Die Ursache dafür kann nach den heutigen Erkenntnissen aus der Wissenschaft nicht unser Gegenwarts-Mond sein. Hörbiger-Anhänger müssen umdenken.

Es bleibt noch ein Punkt offen, den Hörbiger aus dem Instinkt schüttelte und der neuerdings ernsthaft diskutiert wird. Hörbiger behauptete, alles im Kosmos unterliege einer einheitlichen Entwicklung und das gesamte Universum sei ein »lebendiger Organismus«, bei dem jeder Teil auf den anderen einwirke. Tatsächlich haben Elementarteilchen ihre verwirrenden Eigenschaften nicht aus dem Nichts erhalten, sondern durch Wechselwirkungen mit anderen Gebilden, beispielsweise den »Higgs-Teilchen«. Teilchen sind, wie das Wort aussagt, nicht unabhängige Dinge, sondern »Teil« von etwas anderem. In jedem Teilchen wirkt das Ganze, und das Universum besteht aus Teilchen, die es selbst gebildet hat. Diese simple Wahrheit führte Astrophysiker zur (auf Anhieb absurden) Frage: Ist das Universum ein lebender Organismus?

Das Universum als Organismus

Wer oder was ist das Universum? Ist Gott gleichzeitig der gesamte Kosmos? Die Frage existiert in der Religionsphilosophie seit Jahrtausenden – sie ist keine Hörbiger-Erfindung. In der modernen Astrophysik wird »das Wesen des Universums« genauso behandelt

wie in der Religion – mit dem Unterschied, dass in der Kosmologie nicht Glaube verkündet wird, sondern wissenschaftliche Meinungen. Prof. Dr. Paul Davies, Quantenphysiker und Kosmologe an der *Arizona State University*, publizierte darüber mehrere zum Teil umstrittene Bücher wie *The Accidental Universe*, *Der Plan Gottes*, *Die Unsterblichkeit der Zeit* oder *Der Kosmische Volltreffer*. [24]

Ein anderer brillanter Vertreter dieser »Gott als Universum«-Hypothese ist James N. Gardner aus den USA. Auf internationalen Symposien verblüfft er die Zuhörer mit einer kaltblütigen Logik [25, 26] und Provokationen wie diesen:

Jedes Kind weiß, dass das Universum für Menschen lebensfeindlich ist. Tiefer analysiert ist genau diese Erkenntnis falsch. *Das Universum ist lebensfreundlich!* James Gardner beginnt seine Ausführungen mit der Entstehung des Universums und belegt, dass die Lebensfreundlichkeit grundsätzlich im Big Bang (Urknall) enthalten war. Sämtliche Komponenten, die sich ab der Geburt des Universums später zu Atomen, subatomaren Teilchen und zu Molekülketten und Lebensformen entwickelten, waren bereits beim Urknall vorgesehen. Nach dieser Sichtweise sind die Entwicklung und Ausbreitung von Lebensformen im Kosmos nicht zufallsbedingt, sondern ein natürlicher Bestandteil der universellen Evolution. Das Ziel des Universums besteht darin, den ganzen Kosmos mit Intelligenz auszufüllen. So beobachten wir im Weltall die Geburt immer neuer Universen. Jedes »Schwarze Loch«, das eine Milchstraße verschluckt, spuckt sie in einem neuen Urknall wieder aus. Eine kosmische Reproduktion ist im Gange, neue »Baby-Universen« werden geboren. Sehr weit fortgeschrittene Hyper-Zivilisationen befruchten diese »Baby-Universen« mit Lebenskeimen. Die Botschaft des Lebens breitet sich im gesamten Kosmos aus – wir Menschen sind ein Teil davon. Eine Erkenntnis übrigens, die ich in mehreren Büchern auch vertreten habe, ohne damals die Literatur von James Gardner zu kennen. [27, 28] Woher kam *mein* Instinkt? Kein Zu-

fall!, meint der streitbare James Gardner. Es sind die »Meme«, die für diese Ausbreitung sorgen. [29] Im Gegensatz zu den »Genen« versteht man unter »Memen« Informationsteilchen, die sich wie Viren ausbreiten. Während Gene über die Erbinformation (DNS) weitergegeben werden, geschieht dies bei den »Memen« auf geisterhafte Weise direkt von Gehirn zu Gehirn. Ununterbrochen, tagtäglich und im gesamten Universum. Wenn ich irgendwo einen Vortrag halte, stecke ich mit meinen »Memen« andere Gehirne an. (Dasselbe, verehrter Leser, geschieht im Augenblick mit Ihnen, während Sie diese Zeilen lesen.)

Hörbiger mag mit seiner »Welteislehre« in vereinzelten Punkten einen Zufallstreffer gelandet haben – beispielsweise in Bezug auf die Existenz möglicher Riesen in grauer Vorzeit oder die Überflutung antiker Stätten durch globale Katastrophen –, in anderen Punkten lag er definitiv falsch. Unser Gegenwartsmond ist nun mal älter als 14 000 Jahre. Dann wieder frage ich mich: Wie kam Hörbiger nur auf den Gedanken, das gesamte Universum könnte eine Lebensform sein? Völlig abwegig zu seiner Zeit. Oder lag es an den »Memen«?

Die Entdeckung von Tiahuanaco

Seit Jahrhunderten pilgerten Menschen nach Tiahuanaco. Der erste Bericht darüber stammt vom spanischen Chronisten Pedro de Cieza de Leon, der den Ort im Jahre 1549 besuchte [30, 31]:

»Tiaguanaco no es pueblo muy grande, pero es mentado por los grandes edificios que tiene ...

... Tiaguanaco ist kein großes Dorf, aber es ist bekannt für die großen Bauwerke, die dort stehen ..., etwas entfernt von einem Hügel stehen zwei Statuen aus Stein in der Form von menschlichen Gestalten ..., sie sind derart groß, dass sie wie Riesen aussehen ..., was aber viel Bewunderung verlangt, ist ihre Größe [der Steinplatten, EvD], derart gewal-

tig, dass wir nicht verstehen, wie menschliche Kräfte sie bewegt haben sollen. **(BILDER 5 UND 6)** Viele dieser Plattformen sind auf unterschiedliche Weise bearbeitet ... Darunter Steinplatten mit Türschwellen, alle aus einem einzigen Block ..., wir verstehen nicht, mit welchen Werkzeugen solche Leistungen vollbracht wurden ..., zudem waren die Blöcke vor der Bearbeitung noch größer ... Niemand begreift, wie diese Gewichte je bewegt werden konnten ... Es wurde mir versichert, diese Gebäude seien schon da gewesen, bevor die Inka herrschten, und einiges von dem, was die Inka später in Cuzco machten, hätten sie in Tiahuanaco abgeschaut ... In Anwesenheit von Juan Varagas fragte ich die Eingeborenen, ob diese Gebäude zur Zeit der Inkas erstellt worden seien: sie lachten mich alle aus und antworteten, die Gebäude seien längst da gewesen, bevor die Inkas zu herrschen begannen. Die Bauwerke, so versicherten sie, und dies wüssten sie ganz bestimmt von ihren Vorfahren, seien in einer einzigen Nacht entstanden, hergestellt von Wesen, von denen sie nicht wüssten, woher sie kamen ... Und der Ruhm dieser Dinge möge durch das Universum erhalten bleiben ... [... y hacen



BILD 5



BILD 6

que vuela la fama de las cosas que suceden por el universo ...] ... Niemand hat den unheimlichen Ort je anders als in Ruinen gesehen ...»

Auch Garcilaso de la Vega stand vor über 400 Jahren vor den Trümmern mächtiger Mauern und Plattformen, die heute nur noch teilweise vorhanden sind. Dies, weil die Bolivianer die jahrtausendealten Platten zersprengten und daraus Straßen bauten.

In Band I, Kapitel 23 schrieb Garcilaso de la Vega über den unverständlichen Ort [32, 33]:

»Ich bestaunte auch eine große Mauer, zusammengesetzt aus so gewaltigen Steinen, dass wir uns nicht vorstellen konnten, welche menschlichen Kräfte etwas Derartiges vollbracht haben ... Die Eingeborenen behaupten, diese Bauwerke seien schon vor den Inka da gewesen ..., sie wissen nicht, wer die Baumeister waren, aber von ihren Vorfahren wissen sie ganz bestimmt, dass alle diese Wunder in einer einzigen Nacht entstanden seien ...» **(BILDER 7 UND 8)**



BILD 7

Juan de Betanzos, ein anderer spanischer Chronist jener Zeit, will sogar wissen, der Schöpfer »Con Tici Viracocha« habe die Sonne, den Mond und die Sterne erschaffen. »Und noch in der Nacht des Menschen hat er persönlich Tiahuanaco erbaut.« [34]

Nach dieser Variante hätten die Götter, was immer man darunter verstehen will, beim Bau von Tiahuanaco mitgewirkt. Einig sind sich alle Chronisten in der Version, die gewaltige Anlage sei »in einer einzigen Nacht« entstanden.

Im Jahre 1572 fungierte Cristobal de Molina als Priester und Arzt im Indianerhospital von Cuzco. Er pflegte intensiven Kontakt mit den Eingeborenen und notierte fleißig ihre religiösen Überlieferungen. Von ihm könnte Hans Hörbiger für seine »Welteislehre« Honig gesogen haben, denn Molina notierte, Manco Capac sei der erste Inka gewesen, und schon in vorchristlicher Zeit sei die gesamte Sintflutgeschichte unter den gebildeten Indios bekannt gewesen. Alles Leben sei damals vernichtet worden und das Wasser habe selbst die höchsten Berge überflutet. Nur ein Mann und eine Frau hätten

**BILD 8**

die Flut »in einem Kasten« überlebt. [35] Der Schöpfer habe dieses Menschenpaar nach Tiahuanaco gebracht und dort begonnen, neue Tiere, Fische und Vögel zu erschaffen.

Ich hätte keine Mühe, gut 50 Seiten aus der Zeit der spanischen Eroberer zu zitieren, und käme stets zum selben Resultat. Wer vor über vier Jahrhunderten vor den Trümmern von Tiahuanaco und dem angrenzenden Puma-Punku stand, fühlte sich von den gewaltigen Bauten erschlagen. Heute würde man sagen: überfordert. Hundert Jahre später brachte es Antonio de Castro y del Castillo, der im Jahre 1651 Bischof von La Paz war, auf den Punkt [36]:

»Obwohl man früher annahm, dass die Ruinen das Werk der Inkas seien, als Festung für ihre Kriege, hat man jetzt erkannt, dass sie im Gegenteil ein Werk von vor der Sintflut sind ... [Hervorhebung EvD] Wäre es nämlich ein Werk der Inkas, so tief gegraben, so hätten nicht einmal die Spanier ein so wunderbares Gebäude von solcher Wucht herstellen können ...« (BILDER 9 UND 10)

Miguel Balboa, Chronist und Priester, der sich 1566 in Peru



BILD 9



BILD 10

niederließ, schrieb, selbst der Inka Huayna Capac habe die Ruinen von Tiahuanaco »mit größtem Erstaunen betrachtet« [37].

Rätsel in Stein

Das Staunen und die Verblüffung der Männer, die vor Jahrhunderten vor den Trümmern von Tiahuanaco standen, sorgte auch bei späteren Besuchern für Ehrfurcht und Kopfschütteln. Nun gehören zum Komplex von Tiahuanaco auch eine Reihe unverständlicher Monsterblöcke, die man »Puma-Punku« nennt. Sie liegen nur einen Kilometer südwestlich von Tiahuanaco, und ich bitte jeden Tiahuanaco-Besucher eindringlich: Verpassen Sie Puma-Punku nicht. Lassen Sie es sich von keinem müden Reiseleiter ausreden. Während Tiahuanaco zum kleinsten Teil rekonstruiert wurde, funktionierte dies in Puma-Punku überhaupt nicht. Zu schwer und zu gewaltig sind die Plattformen. **(BILDER 11 UND 12)** Dank Hörbigers »Welt-



BILD 11

eislehre« und des rassistischen Nazidenkens der damaligen Zeit wird Puma-Punku in der modernen archäologischen Literatur ärgerlich übergangen. So wird in einem prächtigen Sammelband über die Rätsel Südamerikas Puma-Punku mit wenigen Zeilen abgetan [38]:

»In der Südwestecke von Tiahuanaco steht die große, Puma-Punku genannte Pyramide. Ihre obere Plattform bilden zwei verschieden hohe Flächen, die man über mehrere Treppen erreicht. Auf einer der Plattformen dürfte ein Tempel gestanden haben, dessen Eingang aus drei im Stil des Sonnentores ausgeführten Portalen bestand.«

Das ist nicht nur dürftig, sondern auch falsch. Puma-Punku war nie eine Pyramide und stellt sich auch heute nicht so dar, und das sogenannte »Sonnentor« ist ein ganz anderes Thema, das mit den Plattformen von Puma-Punku wenig zu tun hat. (Ich komme noch darauf zurück.)

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereiste der französische Paläontologe Alcide Charles Victor d'Orbigny (1802–1857) Südamerika. Im Jahre 1833 stand er vor den Trümmern von Puma-



BILD 12

Punku und berichtete von »monumentalen Toren, die auf horizontalen Steinplatten standen« [39]. Die Länge einer der lückenlosen Plattformen gab er mit 40 Metern an. Heute sieht man keine solchen zusammenhängenden Platten mehr, sie sind zerbrochen, zertrümmert, zerschlagen, von der Zeit angefressen. Und obschon die bolivianische Armee noch in den 40er-Jahren des vorigen Jahrhunderts Schießübungen auf die Platten von Puma-Punku durchführte, ist das, was geblieben ist, monumental genug, um uns das Staunen zu lehren. Im Jahre 1869 stolperte der Schweizer Reise-schriftsteller Johann Jakob von Tschudi über die Trümmer von Puma-Punku [40]:

»Auf dem Weg nach Puma-Punku trafen wir in einem Felde einen sonderbaren Monolithen von 155 Zentimetern Höhe und 162 Zentimetern Breite. An der Basis ist er 52, an der Spitze 45 Zentimeter dick. Er enthält zwei Reihen von Fächern. Der Monolith ist unter dem Namen El Escritorio, der Schreibtisch, bekannt.« **(BILDER 13 UND 14)**

Wer immer den Block zum »Schreibtisch« taufte, weil ihn die verschiedenen Fächer an Schubladen erinnert haben mögen, lag

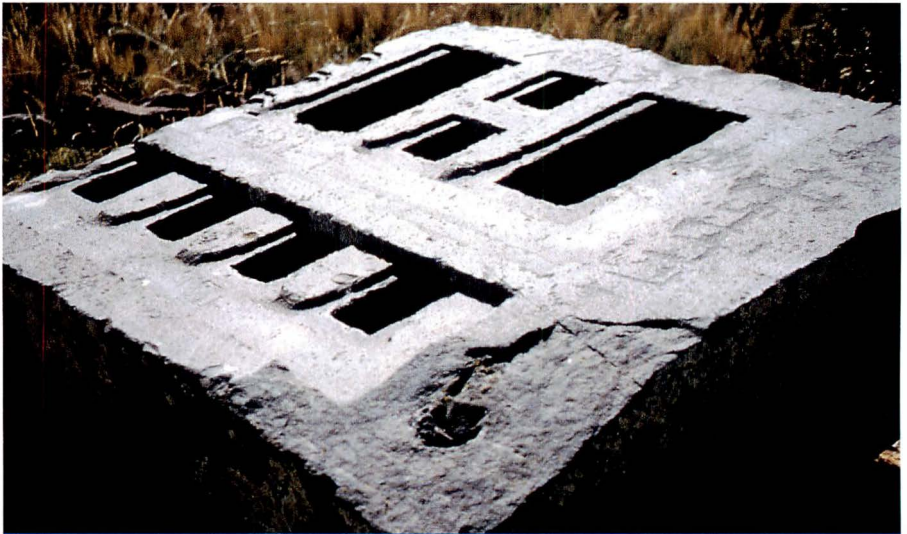


BILD 13



BILD 14

ganz gewiss daneben. Der Block besteht aus Andesit und diente vermutlich als Stütze für steinerne Verstrebungen. Als Spezialist für steinzeitliche Rätsel verschlägt mir Puma-Punku heute noch die Sprache. (Ich habe den Ort 16 Mal besucht.) Dieses Puma-Punku mit dem angrenzenden Tiahuanaco ist ein Panorama aus einer anderen Kultur. Da liegen mächtige Brocken aus Andesit und Diorit, dem graugrünen Tiefengestein von enormer Härte und Widerstandsfähigkeit, in der Gegend herum. Granit fehlt vollständig. Die Monolithen sind mit einer Präzision bearbeitet, geschliffen und poliert, als wären sie aus einem Werk mit modernsten Maschinen, Hartstahlfräsen und Bohrern angeliefert worden. Haarscharfe Rillen von sechs Millimetern Breite und acht Millimetern Tiefe, im rechten Winkel gefräst – was mit Steinfäustlingen nicht zu bewerkstelligen wäre –, laufen über Dioritmonolithen. **(BILDER 15 UND 16)** Nichts passt hier in die Vorstellung von einer primitiven Steinzeitkultur. In Puma-Punku wird Hochtechnologie demonstriert – was sich beweisen lässt.



BILD 15

Noch bevor Hans Hörbiger mit seiner »Welteislehre« die Wissenschaft drangsalierte, untersuchten zwei deutsche Forscher Tiahuanaco und Puma-Punku. Max Uhle (1856–1944) war Archäologe. Man nennt ihn den »Vater der peruanischen Archäologie«. Am Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museum von Dresden lernte Max Uhle den Geologen und Forschungsreisenden Alphons Stübel kennen. Die beiden Gelehrten taten sich zusammen und veröffentlichten 1892 ein unvergleichliches Standardwerk: *Die Ruinenstaette von Tiahuanaco im Hochlande des alten Peru*. [41] Der Band, der nur noch in großen Bibliotheken einsehbar ist und nicht verliehen wird, ist 58 Zentimeter hoch, 38 Zentimeter breit und wiegt knapp zehn Kilo. Alphons Stübel lieferte die exaktesten Maßangaben, die je von Tiahuanaco und Puma-Punku gemacht wurden, und der Archäologe Max Uhle trug in mühsamer Arbeit sämtliche Texte zusammen, die über die unverständliche Ruinenstätte existierten. Sein Text ist gespickt mit Fußnoten, Hinweisen und Anmerkungen.

**BILD 16**

Auch zu Uhle/Stübel-Zeiten lag Tiahuanaco längst in Trümmern. Ausgebeutet und ausgeschlachtet von Räufern und staatlichen Organisationen, die die perfekt polierten Blöcke irgendwohin transportierten und zum Häuserbau verwendeten. So ist das ganze

Baumaterial sowohl der Kirche des Dörfchens Tiahuanaco als auch ihrer Einfriedung und Höfe rundherum den Ruinen von Tiahuanaco entnommen worden. Monolithen wurden zertrümmert, präzise bearbeitete Blöcke umfunktioniert und jahrtausendealte Säulen der Architektur der Kirche angepasst. Wen wundert's, dass die heutige Rekonstruktion von Tiahuanaco nur einen Schimmer des ehemaligen Wunderwerkes wiedergibt? Immerhin vermaß Stübel ein Rechteck von 120 Metern Länge in nordsüdlicher Richtung und 113 Metern Breite Richtung Ost-West. An der Frontseite dieses Rechtecks stand ein halb zerbrochenes Tor aus hellgrauer, andesitische Lava, 3,02 Meter hoch, 3,82 Meter breit und einen knappen halben Meter dick. Man nennt es das »Sonnentor«. Darauf eingemeißelt 48 geflügelte Wesen, die rechts und links eine Hauptfigur flankieren. Max Uhle schrieb dazu:

»Wir sehen in ihnen [den geflügelten Wesen, EvD] das kostbarste Vermächtnis einer längst vergangenen Religionsepoche ... Das Mythologische in der Darstellung offenbart sich darin, dass von den Figuren, welche diejenige der Mitte umgeben, die menschlich gebildeten Flügel haben ... Auch die Figur der Mitte würde man schon wegen ihrer reichen, durch den Strahlenkranz glänzenden Ausstattung und wegen wunderlicher anderer Anzeichen nicht anders als einen Gott deuten können. (BILDER 17 UND 18) Sie ist der souveräne Gott, welchem hier Scharen geflügelter, überirdischer Diener huldigen. Fast gewinnt es den Anschein, als wäre der darunter sich hinziehende Fries gleichsam dazu bestimmt, jene Huldigungsszene von der Erde nach einem überirdischen Schauplatze zu entrücken ...«

Diese spontane Deutung des »Sonnentores« stammt aus dem Jahr 1877. Alle nachfolgenden Gelehrten der damaligen Epoche, wie Prof. Dr. Arthur Posnansky, Dr. Edmund Kiss oder Dr. Hans Schindler-Bellamy, analysierten die Figuren auf dem Sonnentor als den phänomenalsten Kalender der Welt. Auch darauf komme ich noch zurück.

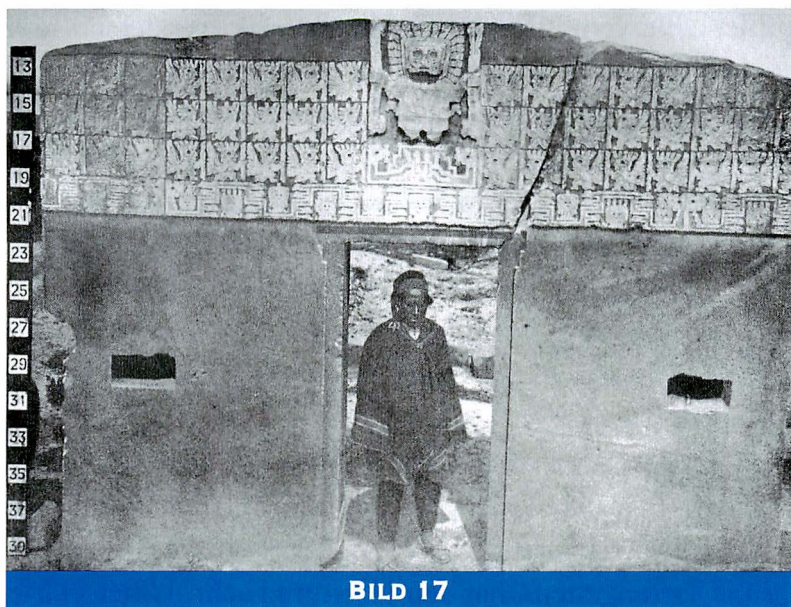


BILD 17

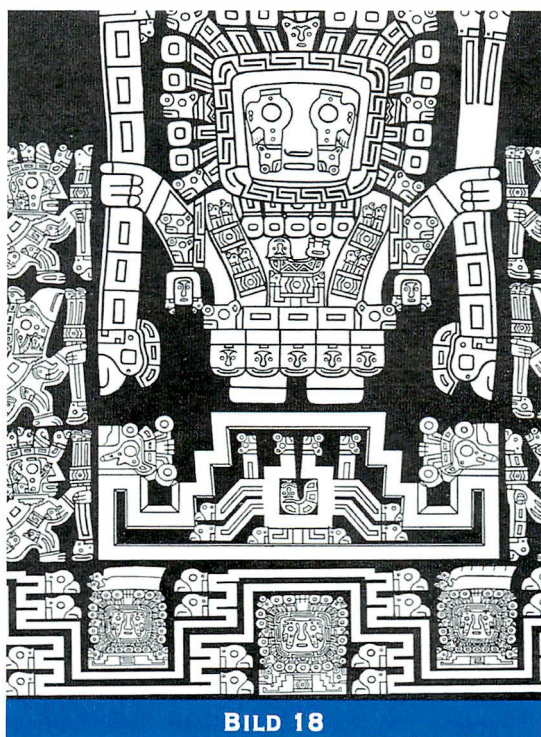


BILD 18

Stühle/Uhle verblüffte die Qualität des verwendeten Gesteinsmaterials von Tiahuanaco/Puma-Punku. Zitat [41]:

»Die Andesit-Varietäten der bearbeiteten Stücke weisen eine derart große Härte und Zähigkeit auf, dass wir sie zu den sehr schwer zu bearbeitenden Gesteine zählen müssen ... In Anbetracht der Beschaffenheit eines großen Teils des bearbeiteten Materials drängt sich auf dieser Ruinenstätte außer dem architektonischen auch ein technisches Problem auf. (BILD 19) Es scheinen die den alten Peruanern zu Gebote stehenden technischen Mittel in keinem Verhältnis zu der Höhe ihrer Leistungen zu stehen.«

Die Sätze stammen von Alphons Stübel, einem Geologen von Beruf, einem Fachmann, dem die unterschiedlichen Härtegrade der Gesteine sehr wohl vertraut waren. Diorit beispielsweise, dieses graugrüne Tiefengestein, hat den Härtegrad acht. Unter Härtegrad versteht man den Widerstand eines festen Körpers gegen das Eindringen eines anderen Körpers. Die Härteskala von Mineralien wird mit der sogenannten »Mohsschen-Skala« (benannt nach F. Mohs,



BILD 19

1773–1839) bestimmt. Ein fester Stoff hat eine geringere Härte als einer, von dem er geritzt wird, und eine höhere als ein von ihm geritzter. Zum Vergleich: Der Diamant, das härteste Mineral auf Erden, hat den Härtegrad zehn. Diamanten lassen sich durch Steine wie Granit nicht zerkratzen. Um Diorit in der unglaublichen Präzision zu bearbeiten, wie dies in Puma-Punku nachweisbar ist, genügen keine Steinfäustlinge. **(BILDER 20 UND 21)** Die Werkzeuge, die zum Einsatz kamen, müssen mindestens ebenso hart oder härter als Diorit gewesen sein. Alles andere ist Augenschwärmerei.

Faule Ausreden

Genau das ist es! Hier stinkt es gleich doppelt zum Himmel. Einmal wegen der Werkzeuge, die überhaupt nicht in irgendeine noch so geartete Steinzeit passen, und dann wegen der technischen Pläne, ohne die es nun mal nicht ging. Ehrlicherweise kann sich unsere



BILD 20



BILD 21

heutige Archäologie kaum um das Problem kümmern, weil unsagbar viel kaputt gemacht wurde. Absichtlich! Noch zu Zeiten der spanischen Eroberer wurden sogenannte »comités« gegründet, die den Auftrag hatten, systematisch alles zu zerstören, was auf die »heidnische Religion« hinwies. Der Fanatismus der Priester war unersättlich. Die »comités« bestanden aus Leuten, die mit den Verhältnissen ihrer Gegend vertraut waren. Oft wurden die Söhne von Häuptlingen und Sonnenpriestern gezwungen, diesen »comités« beizutreten und die alten Heiligtümer aufzuspüren. Unter Anweisung der katholischen Priester wurde anschließend zerstört, was nur irgendwie kaputt zu kriegen war. Auf diese Weise vernichtete man alles aus dieser verhassten, heidnischen Kultur. Abertausende von Statuen und Tempel der Inkas und aus Zeiten davor sind zertrümmert und die Berge hinuntergekippt worden. Nur noch das Zeichen des Kreuzes galt. Und als der Fanatismus endlich befriedigt war, kamen die Steinfledder vom Straßen-, Kirchen- und Häuserbau. Vielleicht haben die Konstrukteure von Tiahuanaco gehaut, was blinder, religiöser Eifer anrichten kann, und hinterließen absichtlich einige Zeugen für die Ewigkeit!

Tiahuanaco soll – so die Chronisten – in »einer einzigen Nacht« errichtet worden sein. Mitgespielt haben unbekannte Baumeister, unbekannte Werkzeuge und unbekannte technische Zeichner. Einer der hilfreichen Götter hieß »Viracocha«, doch Viracocha, »Ticsiviracocham Con Ticsi Viracocha und Pachayachachic sind ein und dieselbe Figur« [41]. Nach Stübel/Uhle lässt sich das Wort in Ketschua-Bestandteile auflösen. »Cocha« ist »See«, »Vira« bedeutet »Fett« oder »Schaum«. Insgesamt »Schaum-See«. Der Sprachforscher E. W. Middendorf, der bereits vor 150 Jahren vier Bände über die Sprache der Ketschua und Aymara herausgab und weltweit als Kapazität der Indiosprachen anerkannt ist, widerspricht der Lösung mit dem »Schaum-See«. Er übersetzt »Con Ticsi Viracocha« als »*Gott des flüssigen Lavameeres*« [42]. (Hervorhebung EvD) (»Con« =

»Gott«, »Ticsi« = »Lava«, »Cocha« = »Meer«.) Johann Jakob Tschudi übersetzte sinngemäß: »See des Ursprungs und des Endes aller Dinge.« [40]

Kommt man mit dem »Gott des flüssigen Lavameeres« dem Geheimnis jenes »Viracocha« näher?

Nachdem Stübel und Uhle den Weg für eine seriöse Forschung in Tiahuanaco vorbereitet hatten, griffen Wissenschaftler verschiedener Fakultäten diese Idee auf. Um die vorletzte Jahrhundertwende wurde Tiahuanaco/Puma-Punku neben Ägypten zum Inbegriff eines Welträtsels. Doch Ägypten lag nahe, Briten, Franzosen und deutsche Archäologen buddelten im Wüstensand. Nur wenige hingegen wagten sich in die hohen Anden Perus und Boliviens. Tiahuanaco liegt immerhin rund 4000 Meter hoch, die Luft ist dünn, der Weg hinauf beschwerlich. Die heutigen Touristen haben's einfach. Der Düsenjet bringt sie nach La Paz, der Hauptstadt Boliviens. Und von dort aus ist man auf einer inzwischen ausgebauten Straße in anderthalb Stunden in Tiahuanaco/Puma-Punku. Die Höhe bleibt unverändert, und kein Tourist sollte am ersten Tag große Sprünge versuchen. Die Blutkörperchen gewöhnen sich erst langsam an die veränderten Höhenverhältnisse.

War Posnansky ein Fanatiker?

Einer, der es vor gut 100 Jahren wissen wollte, war Arthur Posnansky, Königlich Bayerischer Professor des geodätischen Ingenieurwesens. Er arbeitete von 1904 bis 1945 in Tiahuanaco. Der Ort faszinierte ihn derart, dass er gleich in Bolivien blieb und mit den Jahren einen Ehrentitel nach dem anderen erntete. Posnansky war unter anderem Präsident der Geographischen Gesellschaft von La Paz, Präsident der Archäologischen Gesellschaft von Bolivien, Direktor des Tiahuanaco-Institutes für Anthropologie, Ethnographie und Frühgeschichte

und Mitglied der New Yorker Akademie der Wissenschaften. In der archäologischen Forschung von Bolivien und Peru gab es ab 1910 kaum etwas, das nicht über Arthur Posnansky lief. Er war geachtet, geehrt und gehasst, insgesamt eine sehr umstrittene Persönlichkeit. Über Tiahuanaco, die »Wiege der Menschheit«, wie er den Ort nannte, verfasste Posnansky gleich vier wissenschaftliche Bände. [43] Er verachtete den Archäologen Max Uhle, goss Hohn und Spott über ihn und nannte ihn sogar einen Illusionisten, Fälscher und Fantasten – dies in einer eigens gegen Max Uhle verfassten Kampfschrift. [44]

Als Erstes legte Posnansky die geografische Position von Tiahuanaco fest: 16 Stunden, 34 Minuten und neun Sekunden geografische Breite und vier Stunden, 35 Minuten und drei Sekunden westlich von Greenwich. Posnansky fluchte über die unprofessionellen Zerstörungen der Ruinenstätte durch einen Ausgräber namens Georges Courty und meinte, dieser rücksichtslose Georges Courty, der 1903 in Tiahuanaco gegraben hatte, sei nichts anderes als ein Schatzgräber und Grabräuber gewesen und habe mehr Verwüstungen angerichtet als die vielen Jahrtausende der Vergangenheit. Die Eingeborenen, so Posnansky, hätten den Zentraltempel von ihren Vorfahren her »Akapana« genannt, was in der alten Aymara-Sprache bedeute: Ort, von dem aus spioniert und beobachtet wird. Das sollte man sich merken.

Nach Posnansky gab es in Tiahuanaco keine »*dekadente Periode*. Die, welchen solchen Unsinn unterstützen, haben diese vorgeschichtliche Metropole nie wirklich studiert ... Tiahuanaco ist der größte Sonnentempel unter allen Bauwerken, welche die Menschheit je errichtete, nicht nur in Südamerika, sondern auf der ganzen Welt« [43].

Das waren keine großspurigen Vergleiche: Posnansky kannte die Bauwerke Ägyptens. In Tiahuanaco fand er unzählige Zeichen, die stets auf eine Verbindung »Erde–Himmel« hinwiesen. Er entzifferte Darstellungen von Sternen sowie anderen Himmelskörpern und

wies darauf hin, eine der großen Statuen, die in Tiahuanaco gefunden wurde, trage den Namen »Pacha-Mama«, was nichts anderes bedeute als »Mutter des Kosmos« (»Pacha« auf Aymara = »Kosmos«). Diese Statue trägt auf der Brust zwei jener geflügelten Wesen, wie sie auf dem Sonnentor vorhanden sind, und auf dem Rücken eine Reihe von phänomenal filigranen Darstellungen, eingraviert Millimeter neben Millimeter, als ob die Hand des Künstlers eine Schablone und einen modernen Zahnbohrer geführt hätte. **(BILDER 22 UND 23)** (Die Statue ist heute das Prunkstück im Open-Air-Museum von La Paz.) In den Gravuren entzifferte Posnansky den perfekten Kalender, an dem sich nicht nur die Jahresabläufe, sondern auch die Mondphasen ablesen ließen.

**BILD 22**



BILD 23

Dasselbe traf auf die Darstellungen auf dem Sonnentor zu. Die »priesterlichen Astronomen« (Posnansky) hatten es verstanden, Winter- und Sommersonnenwende, die Tagundnachtgleichen, die Position des Mondes für jeden Tag und sogar den »himmlischen Äquator« punktgenau darzustellen ... (»... *y el eje vertical de estas dos Figuras representa el Ecuador Celeste*« [43].)

Die Begeisterung riss Posnansky mit. Er kannte die gesamte Vorgängerbibliographie über Tiahuanaco, wusste Bescheid über die Legenden und Überlieferungen der Inka, sprach fließend Aymara und Ketschua und hinterfragte sich selbst immer wieder: Wie ist denn das möglich? Oft zweifelte er an seinen eigenen Entdeckungen, tat sich mit anderen Wissenschaftlern zusammen und kam letztlich nicht umhin, dieses Tiahuanaco als vorgeschichtliche Metropole zu bezeichnen, erbaut vor der letzten Flut, von Wesen, die irgendwelchen Steinzeitmenschen haushoch überlegen waren. Für Posnansky war das Sonnentor lediglich der Zentralteil einer fantastischen Mauer, voll mit kalendarischen Darstellungen. (»... *La Puerta del Sol es unicamente la Parte central de un formidable muro de inscripciones calendograficas* ...« [43].)

Dabei mussten die Priester-Astronomen auch die Präzession der Erde berücksichtigen haben. (Die Präzession ist eine Kreisbewegung der Erde, die alle 25 800 Jahre von vorne beginnt.) Posnansky unterschied drei Bauperioden in Tiahuanaco, wobei zumindest Teile von Puma-Punku in die älteste Periode passten, die paradoxerweise auch die perfektteste gewesen sein müsste – was jeder Evolution der Technologie widerspricht. Am Anfang geht's bekannterweise etwas primitiv zu, Werkzeuge und Techniken müssen entwickelt werden. Dann lernt der Mensch und wird von Generation zu Generation besser. Auf Tiahuanaco traf das nur beschränkt zu. Da existierte in der Ecke von Tiahuanaco dieses Puma-Punku, hergestellt mit einer unerklärlichen Technik, und spätere Generationen versuchten, den uralten Komplex mit schlechteren Werkzeugen zu erweitern. Auf

Grund *astronomischer Berechnungen* datierte Posnansky die zweite Periode auf mindestens 10 000 vor Christus und die älteste auf über 15 450 vor Christus. (Damals existierten weder New Grange, Irland, Stonehenge, England, noch irgendeine ägyptische oder sumerische Kultur – zumindest nicht nach der archäologischen Lehrmeinung.)

Obschon bei Arthur Posnansky oft die Begeisterung durchging, war er beileibe kein Fantast. Er blieb Forscher mit Leib und Seele und berücksichtigte nicht nur seine eigenen Entdeckungen und Mutmaßungen, sondern zog immer wieder Astronomen und Geologen zuhelfe. So stellte er fest, dass sich die Fauna und Flora seit der ersten Etappe von Tiahuanaco radikal verändert haben musste. »Dies kann eindeutig belegt werden durch die Rückstände von Meeresfauna und die Lehmschichtungen am Titicacasee.« [43] Posnansky suchte nach den Steinbrüchen der großen Blöcke und lokalisierte sie 60 Kilometer von der Ruinenstätte entfernt an den vulkanischen Hängen von »Kjapphia« (heute »Cerro de Skapia« bei Zepita auf der peruanischen Seite der Grenze). Dort gab es die verschiedensten Formen von Andesit. (Andesit bildet sich aus abgekühltem vulkanischem Magma.)

Damit stand Posnansky vor dem nächsten Problem: Wie waren die Blöcke nach Tiahuanaco gelangt? Die plausibelste Lösung boten extra gebaute Straßen aus einem harten Untergrund. Kugellager brachten die 200 Tonnen schweren Platten zum Rollen. Dazu kamen Schiffe. Einst existierte – so Posnansky – »ohne den leisesten Zweifel« [43] ein Kanalsystem. Dass Wasser vorhanden war, ist von geologischer Seite her unbestritten. Tiahuanaco selbst lag an einem Hafen, allerdings vor langer, langer Zeit in einer vorgeschichtlichen Epoche.

Es war Posnansky, der als Erster auf ein kompliziertes und perfektes Wasserleitungssystem hinwies und dies mit Röhrenstücken belegte, die heute noch ausschauen, als wären sie aus modernem Beton

gegossen worden. **(BILDER 24 UND 25)** Zudem existierten – vorwiegend in Puma-Punku – unterirdische Räume, perfekt aus Andesitblöcken ineinandergefügt wie eine wasserdichte Schweizer Uhr. Posnansky demonstrierte dies seinen ungläubigen Besuchern gleich mehrmals, indem er kübelweise Wasser über die geschlossenen Räume gießen ließ.

Heute sieht der Tourist keine unterirdischen Räume mehr. Sie sind zwar vorhanden, doch zugeschüttet.

Ein Problem gab es, für das selbst der clevere Posnansky keine Lösung fand [43]:

»... Hay otra cosa curiosa ...

Da gibt es ein anderes, rätselhaftes Ding. Im Zentrum des Sonnentempels von Tiahuanaco, also im wichtigsten Teil der gegenwärtigen Ruinen, entdeckte ich einen zugeschnittenen Block, etwa einen Meter breit und zwei Meter lang. Dieser Punkt war ohne jeden



BILD 24

Zweifel die Stelle, an der die Priester-Astronomen einst das Sonnentor im Zentrum der gigantischen kalendarischen Mauer plaziert hatten. Das Außergewöhnliche daran ist die Tatsache, dass dieser Zentralblock an der heiligsten Stelle der Anlage aus einem anderen Material besteht als alle anderen Gesteinsarten auf dem gesamten Ruinengelände. Es handelt sich um einen selten hässlichen Stein ... Für Laien sieht er aus, als bestünde er aus vielen anderen Partikeln, doch vermute ich, es handelt sich um einen harten Trachiten mit vulkanischen Einschlüssen, die aussehen wie ein Konglomerat von Steinen. Ich möchte ganz klar wiederholen: Diese Gesteinsart wurde nirgendwo anders verwendet, weder an Statuen noch an Plattformen.«

Vielleicht, aber darüber lässt sich nur spekulieren, handelte es sich um eine Art von »Betonguss«, und – nochmals vielleicht – lag darin die »Urne«, die die Baumeister für die ferne Zukunft depo-



BILD 25

nierten. Ich habe nach dem »selten hässlichen« Block gesucht, fand ihn aber weder im Open-Air-Museum von La Paz noch in der Gerümpelkammer von Puma-Punku.

Die erste, kurze Besichtigung von Puma-Punku verwirrte Arthur Posnansky. »Man ist schockiert über das, was man sieht, und es scheint, als stünde man vor einem Atelier von Zyklopen.« (*»En el primer momento uno queda aturdido al ver algo que parecería taller de ciclopos.«*) [43] Später ordnete Posnansky das Trümmerfeld von Puma-Punku der ersten – ältesten – Periode zu. Obschon er in Puma-Punku einen Mondtempel vermutete, meinte er schließlich resigniert, die Ruinen blieben bis auf den heutigen Tag ein Rätsel. Übersetzt heißt Puma-Punku eigentlich »Tor des Puma«. Posnansky befragte die alten Männer nach ihren Überlieferungen, und die versicherten, der ursprüngliche Name habe »Winay-Marca« gelautet und dies bedeute »ewige Stadt«. Passt punktgenau auf die Trümmer von Puma-Punku.

Die Quintessenz von Posnanskys Untersuchungen gipfelte in den Sätzen:

»Es ist ohne jeden Zweifel beweisbar, dass der Haupttempel [von Tiahuanaco, EvD] ein Observatorium war, ausgerichtet auf den astronomischen Meridian, und gleichzeitig ein großartiger steinerne Kalender ... Und die hieroglyphischen und symbolischen Inschriften auf dem Sonnentor sind nicht weniger als die detaillierte Beschreibung der Funktionen dieses Kalenders.« [43]

Klimawechsel? Nichts Neues!

Posnanskys Feststellungen wurden schon zu seiner Zeit nicht blindlings übernommen. Wie Hans Hörbiger war auch Posnansky überzeugt von sogenannten »Glazialepochen«. Er hatte in einer Bucht des Titicacasees ein altes Bauwerk mit dreieinhalb Metern dicken

Mauern entdeckt. In der bolivianischen Tageszeitung *El Diario* vom 14. Juli 1931 schrieb er darüber:

»Es ist bekannt, dass die Erde mehrere Eiszeiten durchmachte, während denen sich weite Seen und Schmelzwasser bildeten, welche einstmals die bolivianisch-peruanische Hochfläche bedeckten ..., dieses Gebäude muss schon vor der Eiszeit entstanden sein, als der Titicacasee noch nicht so groß war wie heute ...«

Jedermann ist mit dem Begriff »Klimawechsel« vertraut. Heute! Doch sprach man schon zu Posnanskys Zeiten darüber, und zwar von Klimawechseln in der Mehrzahl. Nicht etwa, dass damals Ozonlöcher angepeilt wurden – dazu fehlten die technischen Möglichkeiten – oder in der Antarktis Eiskerne aus der Tiefe gebohrt wurden. Vor 100 Jahren kamen Schaufel, Pickel und der Verstand zum Zuge. Die Resultate blieben dieselben wie heute. Edmund Kiss, der zwar Hörbiger-Anhänger war und nach Posnansky in Tiahuanaco forschte, bestätigte, was wiederum andere nach ihm ebenfalls eingestehen mussten [2]:

»Dass Tiahuanaco einmal ganz unter Wasser gestanden hat ist sicher. Die große Freitreppe in Tiahuanaco ist von einer dünnen Schicht im Wasser abgesetzten Kalkes überzogen, der so fest verhaftet ist, dass man ihn mit dem Messer abkratzen muss, um eine Probe zu nehmen ...« **(BILD 26)**

Kiss meint, Tiahuanaco sei durch eine Flutwelle vernichtet worden, und belegt dies durch Knochenfunde [2]:

»Die Gebeine von Menschen und Tieren, darunter von heute ausgestorbenen Tierarten, liegen in wüstem Durcheinander meilenweit in den Alluvien Tiahuanacos. Dieses Knochensediment hat an einer Stelle eine Mächtigkeit von etwa 3,50 Metern ... Die Eisenbahn fährt hier durch einen Hohlweg, und dieser hat eine Wandhöhe von 3,5 Metern, ohne dass das Knochensediment durchstoßen ist. Unter den Schienen liegt immer noch das gleiche Sediment, zusammengesetzt aus Abermillionen größerer und kleinerer Kno-

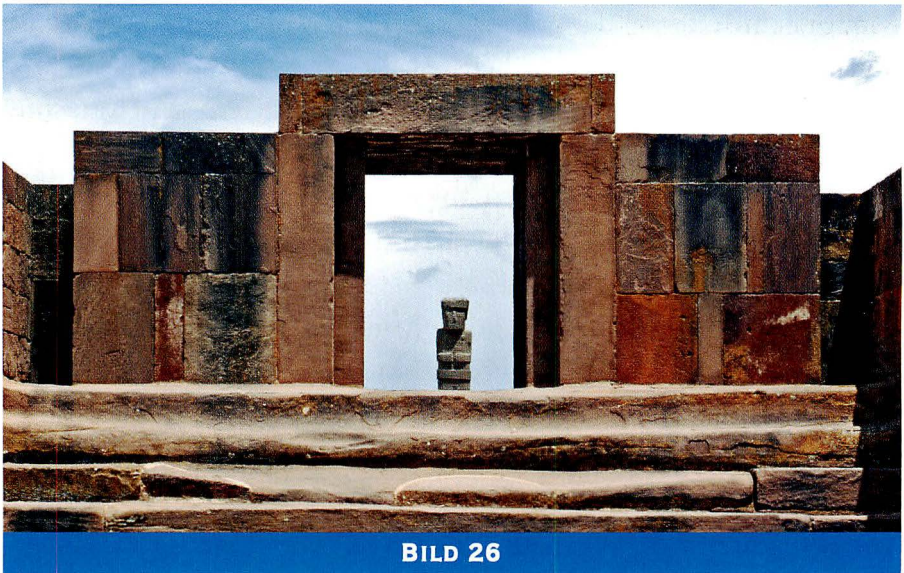


BILD 26

chen, Bruchstücken von glasierter Keramik, Malachitperlen und anderem mehr ...«

Wie Posnansky bestätigte auch Edmund Kiss »Strandlinien«, die sich kilometerlang an den Felsen nachweisen ließen. Doch Posnansky hatte angenommen, das Hochland von Bolivien sei gleich mehrfach überflutet worden, weil die Erdachse sich verschoben und das gesamte Andengebiet hochgedrückt habe. Kiss verwarf diese Ansichten, blieb aber bei der Überflutung von Tiahuanaco. Der aufmerksame Beobachter Kiss notierte auch, nicht nur die Kirche des Dörfchens Tiahuanaco sei aus den Trümmern von Tiahuanaco zusammengestohlen worden, sondern auch die große Kathedrale der Hauptstadt La Paz.

Kalender aus der Eiszeit

Dann widmete sich Edmund Kiss ausführlich den Darstellungen auf dem Sonnentor. Er bemerkte, dass die geflügelten Gestalten auf

dem Fries ausnahmslos nur vier Finger an den Händen und die Füße nur mal drei Zehen aufwiesen. Nach mehrjährigem Studium stellte Kiss eine Theorie auf, die derart abstrus klang, dass er sich zuerst einmal dafür entschuldigte [2]:

»... es sei die bescheidene Bitte ausgesprochen, das Buch nicht gleich aus der Hand zu legen. Auch möchte der Verfasser die Bitte aussprechen, nach Kenntnisnahme ... nicht gleich nach dem Arzt zu telefonieren, um den armen Verfasser zwecks Kaltwasserbehandlung abholen zu lassen. Er versichert, dass er gesund ist und dass es ihm nicht leicht fällt, seinen breiten Rücken einem etwa ausbrechenden tödlichen Gelächter hinzuhalten ...«

Der Mann hatte Humor! Um welche unmögliche Theorie ging es eigentlich?

1. Beim Sonnentor von Tiahuanaco handelt es sich um einen Kalender mit zwölf Jahresabschnitten. Auch die Sonnenwenden und Tagundnachtgleichen sind auf dem Kalender dargestellt.
2. Jeder dieser zwölf Jahresabschnitte hat 24 Tage, nur die Jahresabschnitte Februar und April haben 25. **(BILD 27)**
3. Jeder dieser Tage hat 30 Stunden.
4. Jede dieser Stunden hat 22 Minuten.

Auf Anhieb ziemlich verrückt. Doch Kiss belegte pedantisch jede Kleinigkeit auf dem Fries des Sonnentores. (Mit »Fries« ist der *untere* Teil gemeint, nicht die 48 geflügelten Gestalten darüber.) Kiss rechnete vor und zurück, er vergaß oder unterschlug auch nicht das kleinste Detail – alles stimmte. Jedes Ringelchen hatte seine exakte Bedeutung, jeder »Pumakopf« oder »Schlangenschwanz« fügte sich minutiös in seine Kalendertheorie. Kiss zeigte Abbildungen des Frieses mehreren wissenschaftlichen Kollegen, bat sie, mitzuzählen und ihn zu widerlegen. Es gelang nicht. Doch alles passte nur unter der Prämisse eines Jahres mit zwölf Monaten von 24 Tagen zu

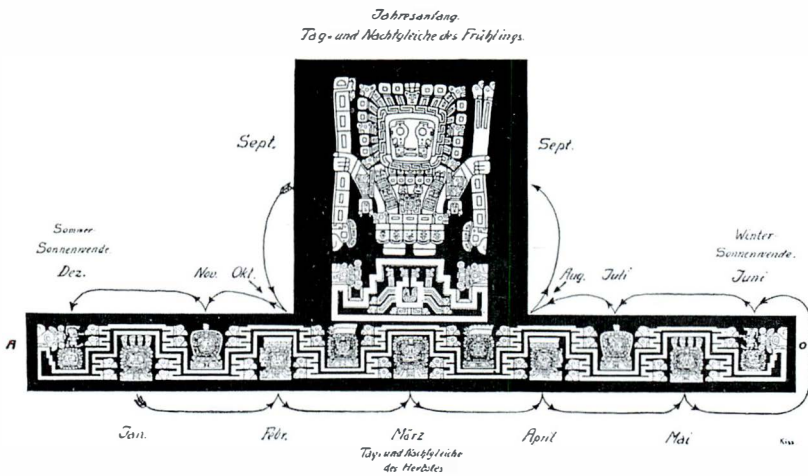


Abb. 82
Der Jahreskreis des Sonnentoraltars von Tiahuanaco. Die Jahreswörter (Monate) sind nach der mit Pfeilen bewirkten Anweisung zu lesen.

BILD 27

30 Stunden, jede Stunde mit 22 Minuten. Haben die »Ur-Tiahuanacos« einen derartigen Kalender verwendet? Und wenn – wann? Vor wie vielen Jahrtausenden? Vor der letzten Eiszeit?

Ich würde die Kalendervariante von Edmund Kiss gerne hier wiedergeben, doch müsste ich dann 30 Seiten aus seinem Werk zitieren, was nicht zulässig ist. Wer's genau wissen will, muss wohl sein Buch studieren. Immerhin hilft eine Bilderschrift, der Kiss'schen Version zu folgen. Kiss selbst meinte abschließend [2]:

»Sollte auch das wieder Zufall sein? Oder sollte es die gewaltsame Erfindung eines Mannes sein, der unter allen Umständen den Kalender des Sonnentores von Tiahuanaco deuten will? Dann häufen sich die Zufälle allerdings ganz beängstigend! – Nein, die Deutung dieser Bilderschrift ist nicht erzwungen, sie ergab sich von selbst, nachdem die Deutung der Bilderschrift im Sockel einmal gefunden war. Die drei Hinweise, wo die Mondumläufe je Jahr und je Jahreszwölftel zu finden seien und wie sie zu zählen seien, sind von einer derart zwingenden Logik, dass die Darstellungsweise auf dem Kalender schlechthin genial genannt werden muss.«

Alles irre, was diese Herren Doktoren Edmund Kiss und Arthur Posnansky herausgefunden haben wollen? Sie blieben nicht alleine. Es folgten – nach dem Zweiten Weltkrieg – andere. Dabei sollte man die handelnden Figuren schon wegen ihrer Ideologien auseinanderhalten: Hans Hörbiger mit seiner »Welteislehre« galt als Judenhasser. Arthur Posnansky seinerseits war kein Hörbiger-Anhänger, vertrat aber dennoch die Meinung, Tiahuanaco sei durch eine Flutkatastrophe am Ende der letzten Eiszeit vernichtet worden. Zumindest die älteste Bauetappe von Tiahuanaco liege vor der letzten Eiszeit. Edmund Kiss wiederum war zwar Anhänger von Hörbiger, soweit es die »Welteislehre« anging, von einem Hass gegen Juden habe ich bei ihm aber nichts gelesen. Der Nächste in der Forscherrunde *war* Jude: Prof. Dr. Hans Schindler-Bellamy. 1974 überreichte mir der alte, lebenswürdige und hochgebildete Herr sein Buch mit einer persönlichen Widmung und bat mich, die Forschungen über Tiahuanaco nicht sterben zu lassen. Ich folge seinem Rat. [45]

Ein kolossaler Fund

Unter dem Patronat des *American Museum of Natural History, New York* hatten 1932 amerikanische Archäologen in Tiahuanaco gegraben. Mit dabei als eine Art Koordinator war Prof. Dr. Arthur Posnansky. Im Schlamm des sogenannten »alten Tempels« entdeckten die Amerikaner einen Block, den sie anfänglich nicht hochheben konnten. Tiefere Grabungen legten eine mächtige Statue in Form einer monolithischen, aus einem Stück gearbeiteten Säule frei. Die Ausgräber schätzten ihr Gewicht auf 20 Tonnen. **(BILDER 28 UND 29)** Der Block bestand aus rötlichem Sandstein, war feucht und verklebt von einer Mischung aus Schmutz und Tonerde. Er musste Jahrtausende in seinem nassen Bett gelegen haben. Mit

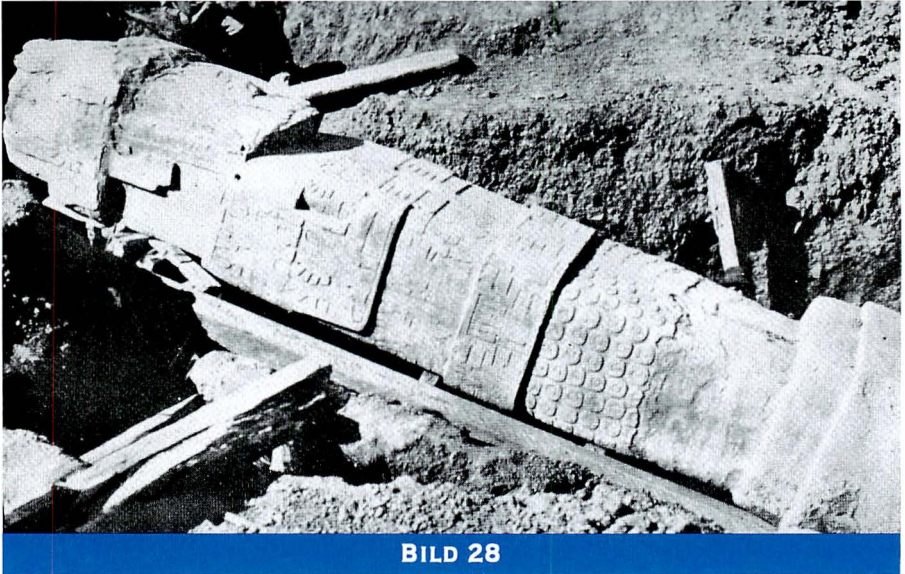


BILD 28

Balken und Seilwinden wurde die Statue aus dem Morast gehievt und zunächst einmal zum Trocknen auf einen Holzsockel gestellt.

Wochen später, nachdem der Schmutz mit weichen Bürsten weggekratzt worden war, präsentierten sich auf der Bildsäule fantastische Botschaften. Der Kopf trug einen Hut, beidseitig der langen Nase rechteckige Augen. Die auf der Brust zusammenlaufenden Hände umklammerten becherähnliche Gegenstände. Darunter zwei geflügelte Wesen derselben Art wie auf dem Sonnentor. Schließlich undefinierbare Kringelchen auf den Oberschenkeln und die Füße mit je fünf Zehen. Mit Verblüffung betrachteten die Ausgräber den Rücken der mächtigen Gestalt. Das sah nach einer Botschaft aus! Da waren Gesichter, ganz ähnlich denen auf dem Sonnentor, eingraviert, dazu rechts und links geflügelte Wesen, Kronen, Szepter, Schlangen, Kondorköpfe etc. **(BILD 30)** Die insgesamt über 1000 Gravuren waren in perfekter Symmetrie angeordnet, nicht ein Zehntelmmillimeter fehlte auf irgendeiner Seite. Jener Meister der Gravierkunst, der diese Arbeit vor Jahrtausenden in den Stein trieb, musste Schablonen verwendet haben – anders waren die Darstellun-

gen nicht erklärbar. Doch welche Botschaft steckte dahinter? Was sollte gezeigt werden?

Arthur Posnansky entzifferte in den Gravuren einen Kalender – und wurde prompt verlacht. Posnanskys Kalender reichte nämlich mehr als 15 000 Jahre in die Vergangenheit zurück, was von der Archäologenzunft niemals akzeptiert werden konnte. Die ältesten

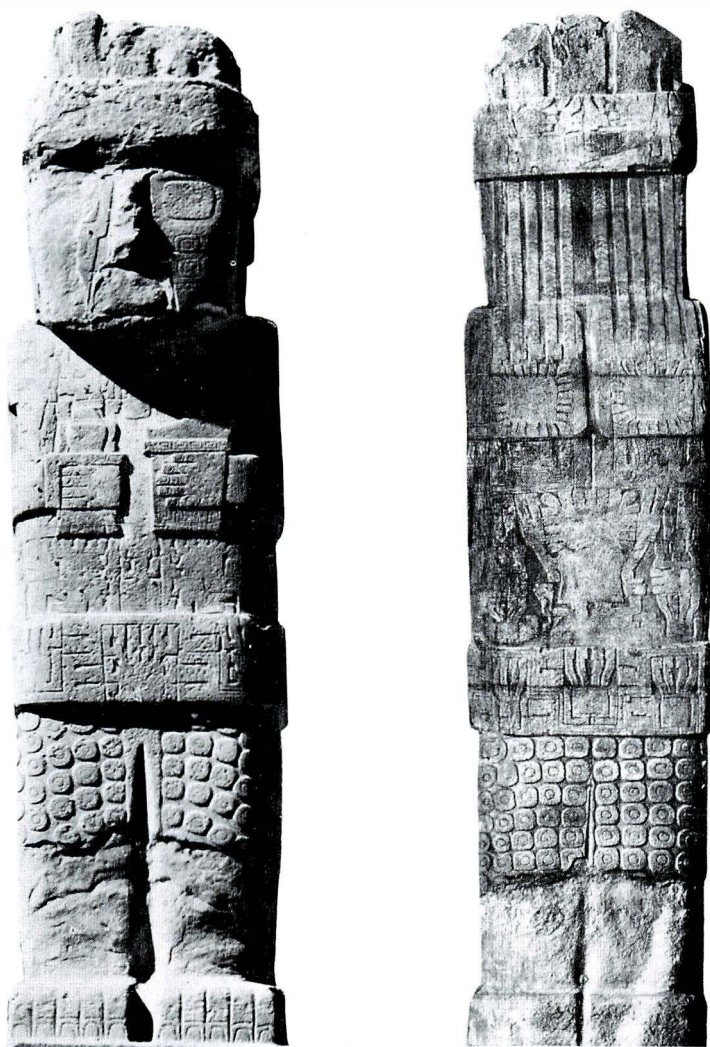


BILD 29

Kulturen hatten gefälligst Ägypten und Sumer zu sein und auf gar keinen Fall irgendwelche Südamerikaner. Aus demselben Grunde wurde auch die Kalendervariante des Sonnentores durch Edmund Kiss niedergemacht. Es durfte auf dem südamerikanischen Konti-

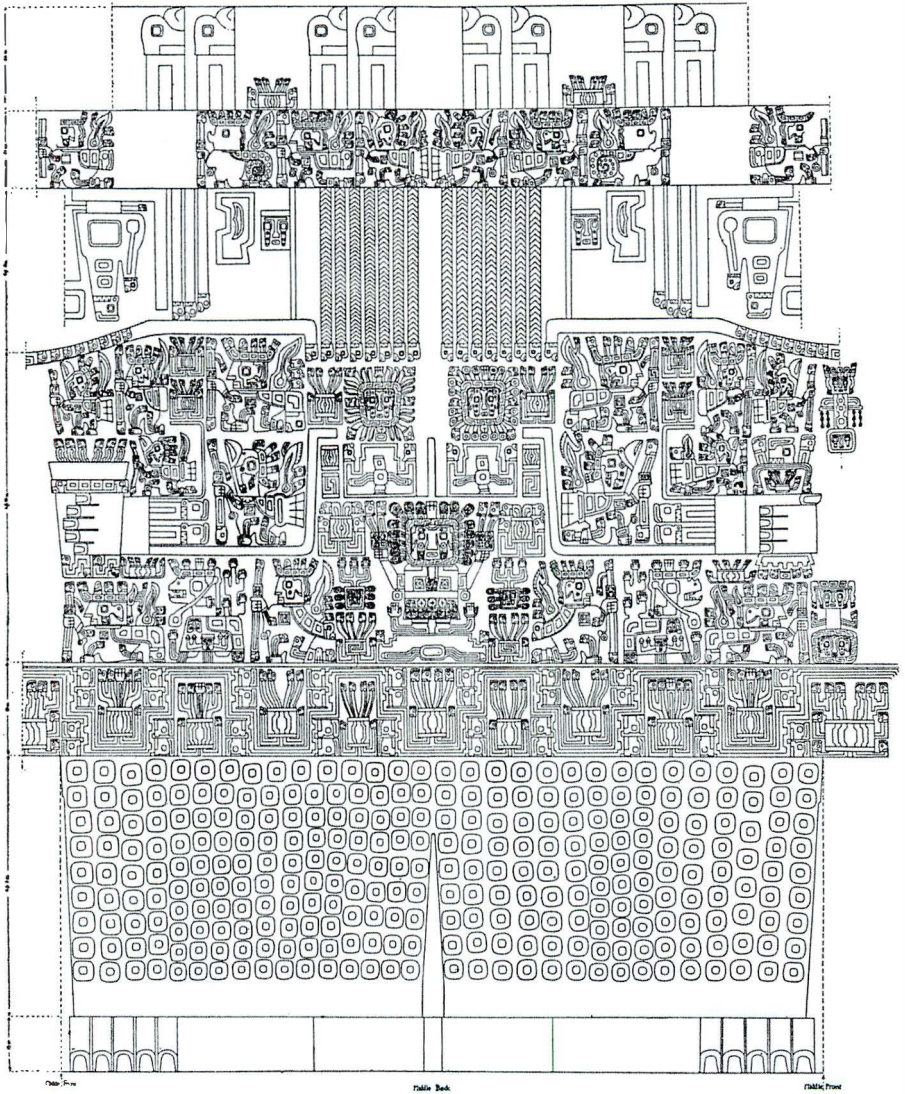


DIAGRAM 5. The Great Idol—

nent nun mal keine Kultur geben, die älter war als jene im Nahen Osten. Wer denkt, Archäo- und andere -ologen würden sich erst in unserer Zeit in die Haare geraten, kennt die Kampfschriften und Verunglimpfungen nicht, die zwischen 1910 und 1945 erschienen. Dabei wurde schon damals mit denselben unfairen Methoden gearbeitet wie heute. Man setzte die Erklärungen von Posnansky, Kiss und anderen dem akademischen Gelächter aus, ohne die Fakten überhaupt nachzuprüfen. Kiss, Posnansky (und andere) wiesen definitiv die Strandlinie eines ehemaligen, großen Gewässers auf der bolivianischen Hochebene nach – die kann man heute noch überprüfen! Das wurde ignoriert. Posnansky und Co. zeigten die dicken Schichten mit Knochenfunden, durch die *heute noch* die Eisenbahn am Titicacasee fährt. Das interessierte keinen der akademischen Kritiker. Posnansky und viele nach ihm bewiesen in Tiahuanaco blitzsauber die Gletscherabschliffe im Gelände und Ruinenterteile, die *darunter* lagen. Wen kümmerte das? (Jeder Tourist, der die Inkastadt Cuzco in Peru besucht, kann derartige »Gletscherrutschbahnen« neben der Inkafestung Sacsayhuaman bestaunen. Und die sind *nicht* Jahrundertausende alt, sonst wären sie genauso verwittert wie die Felsen der Umgebung.) Ausnahmslos jeder Geologe, der zwischen 1900 und 1950 Tiahuanaco untersuchte, bestätigte, dass das Gebiet mitsamt einigen Ruinen unter Wasser gelegen haben muss. Zu eindeutig waren die Rückstände. Ich erinnere an die große Treppe, die mit einer derart harten Kalkschicht überzogen war, dass mit dem Messer nachgeholfen werden musste, um sie wegzukratzen. Das interessierte niemanden aus dem Lager der Kritiker, die zudem das Hochland gar nicht besucht hatten. Damals wurde geschummelt und gelogen, ignoriert, gefälscht und unterdrückt, um das Bild der seligmachenden archäologischen Evolution nicht zu zerstören. Tatsachen aus der Geologie werden in der Archäologie nicht zur Kenntnis genommen, wenn sie nicht ins fest gefügte Weltbild passen. Vorgestern, gestern und heute.

Selbstverständlich haben sich Posnansky und Co. da und dort geirrt und ihre Kalendervariationen mögen durchaus dehnbar sein. Dennoch lässt sich eindeutig beweisen, dass Tiahuanaco und Puma-Punku nie und nimmer zu einer Steinzeitkultur passen. Es ist leicht, diese Behauptung zu belegen.

Nach Posnanskys Tod nahmen sich Prof. Dr. Hans Schindler-Bellamy und Dr. Paul Allan der Gravuren auf der großen Statue – die allgemein »The great Idol« genannt wird – an. Dies geschah Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Und wieder kam eindeutig ein Kalender heraus. Prof. Schindler meinte sogar, die Gravuren auf der Statue seien älter als jene auf dem Sonnentor. Tabellen und Listen wurden präsentiert, jede Kleinigkeit vor- und zurückgerechnet, über 1000 Gravuren berücksichtigt und keine Einzige weggelassen. Es änderte nichts. Die Darstellungen auf der großen Statue blieben der phänomenalste Kalender, den man sich überhaupt vorstellen konnte. **(BILD 31)** Und die astronomischen Daten darauf reichten bis 27 000 Jahre vor Christus zurück.

Prof. Schindler kannte die Probleme, die mit einer derartig weit zurückliegenden Datierung auftauchen mussten. Ihm waren die Kulturen von Ägypten und Sumer vertraut. Dennoch zeigten die Gravuren auf der großen Statue unabänderliche Perioden. Wie war die Diskrepanz lösbar? Prof. Schindler plädierte für einen Auf- und Niedergang der vorgeschichtlichen Kulturen. Es müsse, so meinte er, vor der ägyptischen Kultur bereits eine andere Hochkultur gegeben haben, die aus welchen Gründen auch immer untergegangen sei. Nichts anderes berichtete vor zweieinhalb Jahrtausenden Platon in Band VII seiner *Gesetze*. Dort wird von »ehemaligen, zahlreichen Zusammenbrüchen der Menschheit durch Überschwemmungen« berichtet, aus denen »sich nur ein winziger Teil des Menschengeschlechtes retten konnte« [46]. Wer die Schriften des alten Herrn Platon kennt, weiß, dass die Ideen von früheren Kulturen – Atlantis inbegriffen – von Weltuntergängen und neuen Zivilisationen nicht

Hans Hörbigers Ideenwelt entspringen. Diese Art von Überlieferungen ist jahrtausendealt.

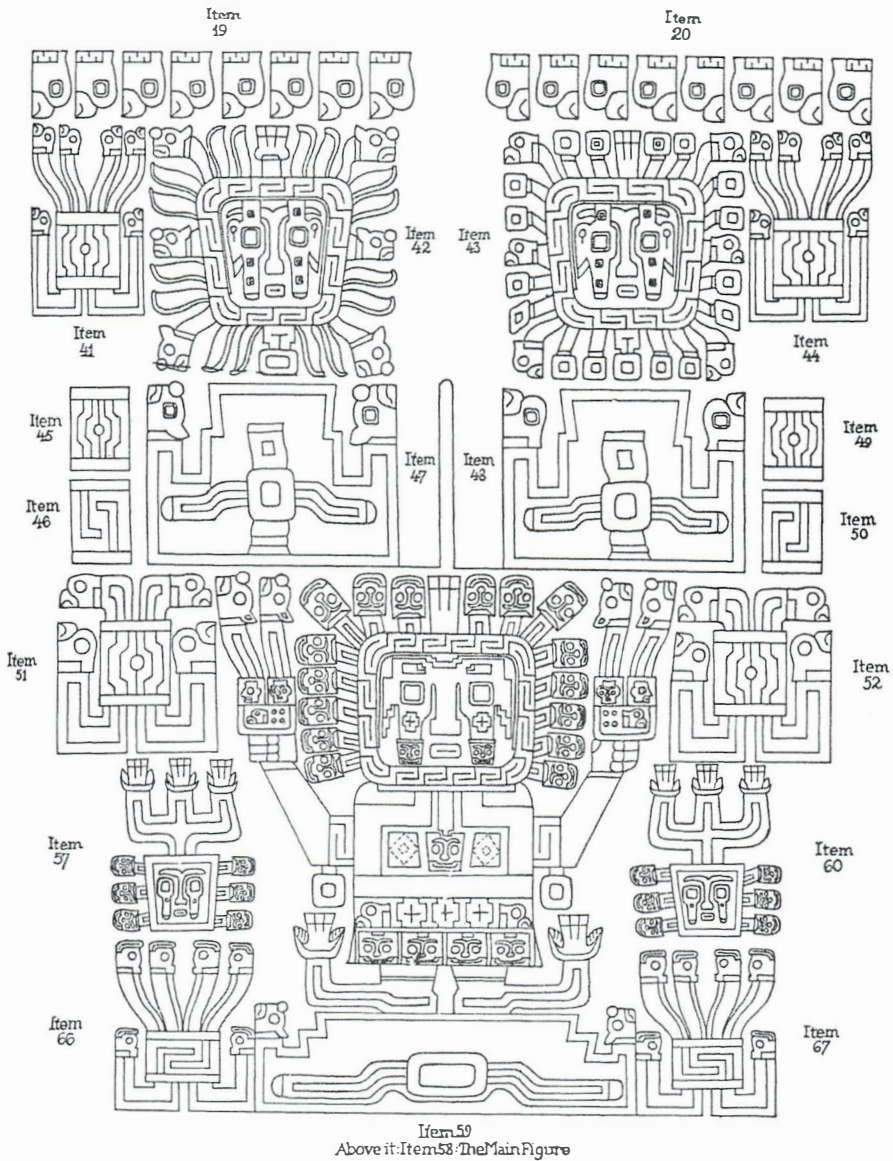


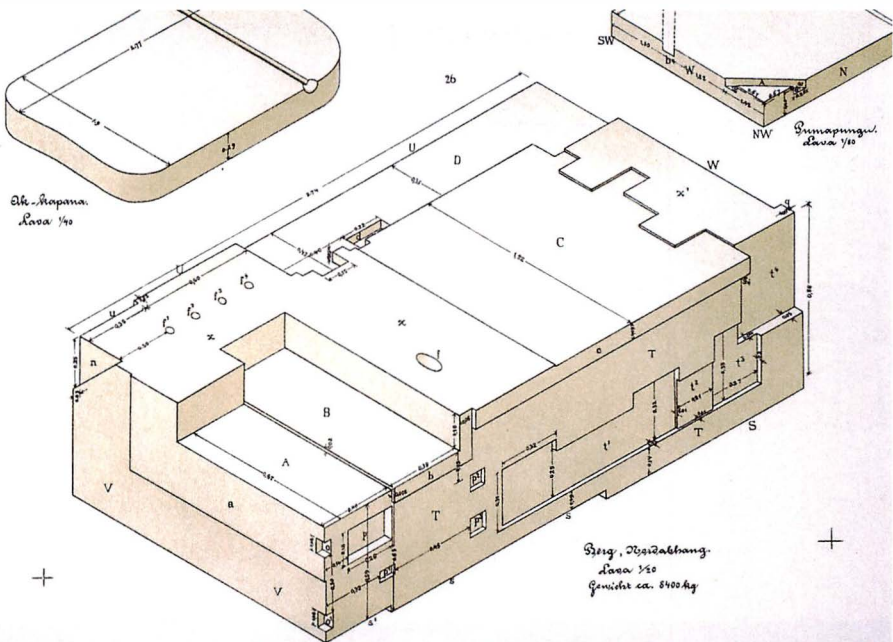
BILD 31

Unabänderliche Beweise

Nun ist es kurioserweise nicht mal nötig, um Tiahuanacos Alter zu streiten, nicht nötig, für oder gegen die Kalendertheorien, Gletscherabschmelzungen oder kosmischen Katastrophen zu sein. Es existiert nämlich ein nicht zu schlagendes, anderes Argument. Ein Beweis, der weder wegdiskutierbar noch ausradierbar ist. Ein Prunkstück, bei dem selbst die verbohrtesten Kritiker nicht wegsehen können.

Alphons Stübel, der Geologe, hatte in den 70er-Jahren des vorletzten Jahrhunderts einige Blöcke von Puma-Punku exakt vermessen. Diese präzisen, bautechnischen Zeichnungen liegen vor. Sie sind im Buch von Stübel/Uhle abgebildet. [41] Ich zeige hier einige jener blitzsauber vermessenen Stücke und bitte den Leser, genau hinzusehen.

Block 1: Er ist rechteckig, 2,74 Meter lang und 1,57 Meter breit. **(BILD 32)** Der Block hat sechs Hauptflächen: oben, unten und vier Seiten. Auf diesen sechs Flächen liegen diverse Unterteilungen in rechteckiger und quadratischer Form. Auf der Frontseite – im Bild rechts – bezeichnete Alphons Stübel ein Rechteck und zwei kleine Quadrate mit dem Buchstaben »P«. Nun laufen sämtliche Werkzeuge aus der Steinzeit, auch wenn großzügigerweise noch Kupfer oder Eisen dazugezählt würden, spitz zu, ob Steinfäustling oder Meißel. Versuchen Sie mal, mit einem solchen Werkzeug die Punkte »P« derart exakt aus dem Diorit zu schlagen, wie dies hier demonstriert wird. Ein weiteres, noch kleineres Rechteck liegt auf der Oberfläche des Blocks – am linken Rand. Gleich daneben ist eine Nut (oder ein Zapfen). Irgendein Gegenstück muss dort genau hineingepasst haben. Dasselbe gilt für den hinteren (rechten) Rand der Vorderseite. Auf die Leiste passte mal ein Gegenstück, genauso wie auf sämtliche andere Aussparungen. Zudem ist der Block ein Keil. Hinten (in der Skizze oben) ist er dicker als vorne. All dies bedeutet Planung. Es



STEINBLOECKE IN ARCHITEKTONISCHER BEARBEITUNG

BILD 32

führt kein Weg daran vorbei. Stübel errechnete das Gewicht auf 8400 Kilo. Das Material ist Diorit – Härtegrad 8.

Block 2: Es handelt sich hier nicht um die Unterseite von Block eins. Die Größe ist unterschiedlich, die Präzisionsarbeit dieselbe. **(BILD 33)** Man achte nur auf die saubere Ausbuchtung an der unteren Vorderkante und die Abstufungen vorne und oben links.

Blöcke 3–5: Eine unglaubliche Meisterleistung, denn einige der Blöcke lassen sich jeweils zur Hälfte in ihre Gegenstücke einrasten. (hochheben, umdrehen und auf den Kopf stellen.) Übrig bleibt dann das obere Teil eines weiteren »Kreuzblockes«, auf dem das nächste Stück einrastet. Dazu sagt man vorfabrizierte Elemente –

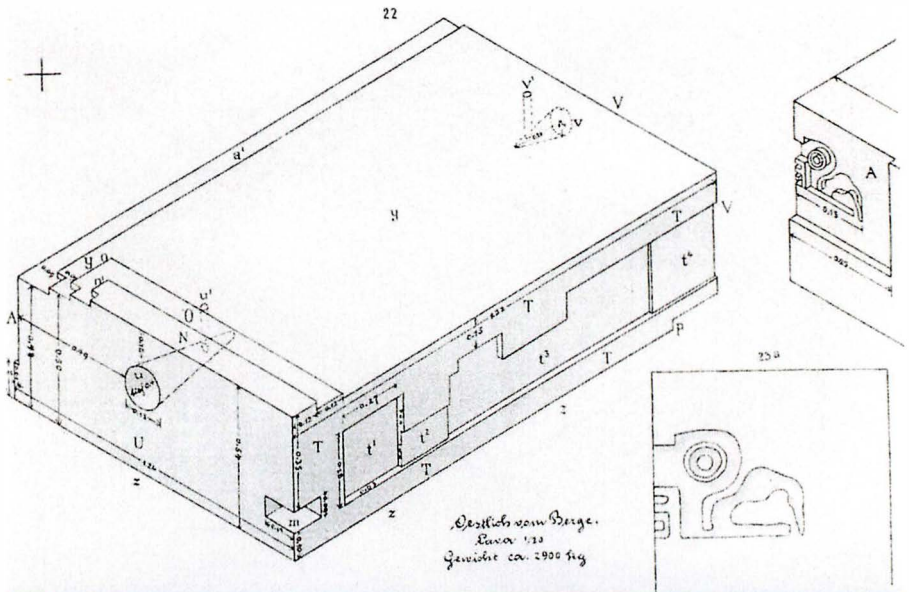
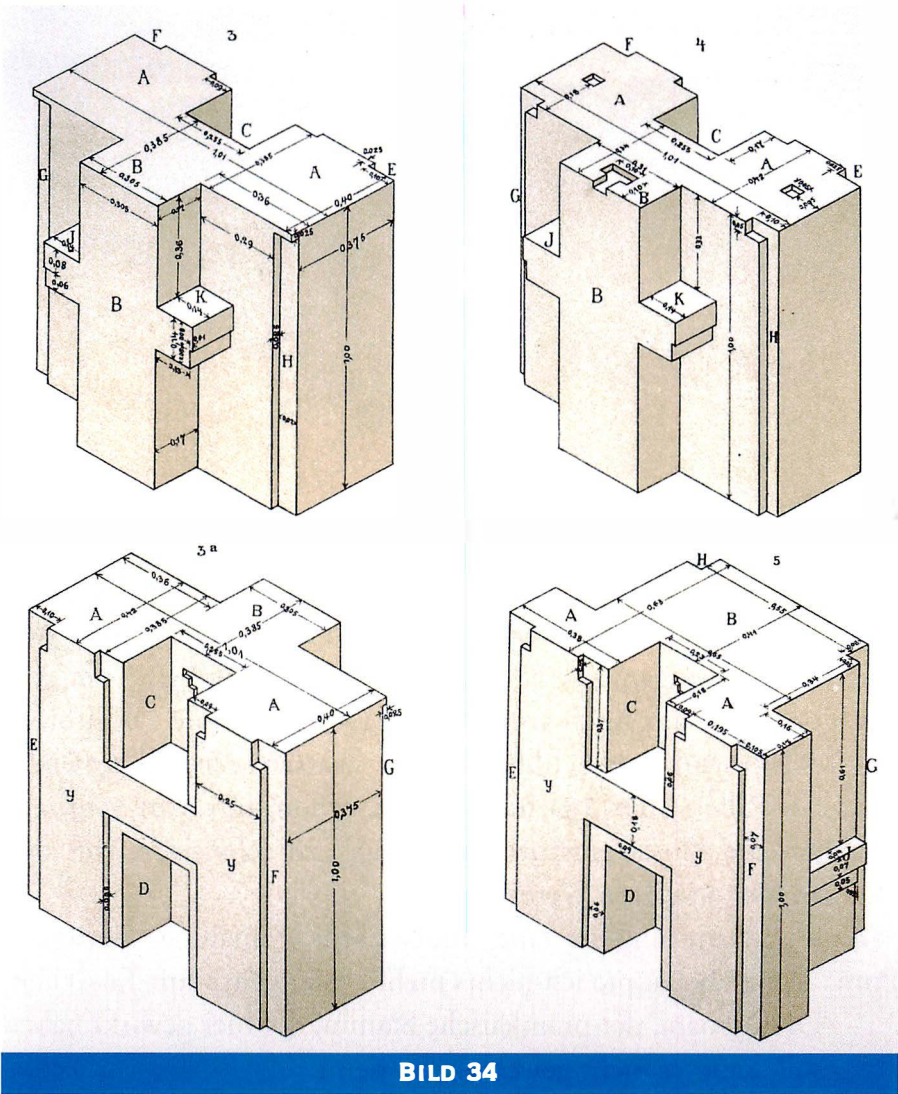


BILD 33

oder Lego-Bausatz. Jede Rille, jede Nische ist vor der Ausführung präzise berechnet und gezeichnet worden. **(BILDER 34 UND 35)** Auf Koka- oder Maisblättern? Fellen? In den Sand? Mittels Steinritzungen? Ausgelegten Fäden? Auf's Geratewohl loszuhämmern war bei dieser Präzisionsarbeit unmöglich. Die bautechnische Planung ist nicht wegzudenken.

Ohne Werkzeuge und Planung?

Heute würden derartige Arbeiten unter Zuhilfenahme von Fräsen und Bohrern mit hoher Rotationsgeschwindigkeit – luft- oder wassergekühlt – bewerkstelligt. Die ausführenden Maschinen würden über Stahlschablonen geführt. Und all dies im harten Diorit. Logischerweise müssen die eingesetzten Werkzeuge härter gewesen sein als die bearbeiteten Blöcke. Zudem waren noch irgendwelche He-

**BILD 34**

bel- oder Kranvorrichtungen notwendig, um die präparierten Werkstücke ineinander einrasten zu lassen, ohne dass beim Schließen eine Steinleiste splinterte. Die Blöcke mussten wie Tresortüren einschnappen – und das mit den verschiedensten Flächen, Rechtecken, Quadraten und Ebenen. Moderne Betonelemente sind vergleichsweise primitiver als die in Puma-Punku angewandte Technik. Augen



BILD 35

zumachen oder wegschauen gilt nicht. Heiliger Atahualpa hilf! Welche Steinzeitgenies will man uns hier unterjubeln, um den Evolutionstopf am Kochen zu halten? Der graugrüne Dioritblock mit seinem sauberen Schliff und der haarscharfen, rechtwinklig gefrästen Rille (**BILD 36**) reicht alleine schon, um dem Steinzeitmärchen die Hosen auszuziehen – ganz zu schweigen von den anderen hier gezeigten Werkstücken.

Eine Behauptung ist eine unbewiesene Annahme. Bezüglich Puma-Punke behaupte ich nichts mehr – hier geht's um Tatsachen:

- Die Aymara, der präinkaische Stamm, der hier gewirkt haben soll, kann es nicht gewesen sein, denn:
- Die Aymara waren Steinzeitmenschen. Die hätten die schweren Blöcke niemals 60 Kilometer weit transportiert.
- Die angewandte Technologie geht über alles hinaus, was Steinzeitmenschen zugestanden wird.
- Die Gesamt- und Detailplanung basierte auf Vermessungen geometrischer Art. Hohes bauzeichnerisches Wissen wurde eingesetzt.

**BILD 36**

- Die Erbauer müssen die Festigkeit oder Sprödigkeit – den Härtegrad – des Materials gekannt haben.
- Die Vielzahl der bauzeichnerischen Positionen setzt eine Schrift oder etwas Ähnliches voraus. Aus dem Gedächtnis funktioniert so etwas nicht und würde außerdem die Planungskapazität eines Steinzeitgenies überfordern. (Gegenwärtig planen wir Derartiges mit dem Computer.)

In der Archäologie spricht man von Kupfer- oder Bleiklammern, durch die die Plattformen per »Karabinerverschlüssen« zusammengehalten wurden. Dies deshalb, weil tatsächlich Kupfer- und Bleigüsse in Puma-Punku gefunden wurden. Der Himmel mag wissen, wozu irgendwer irgendwann Blei und Kupfer in Puma-Punku anwendete, nur als Verschlüsse für die schweren Plattformen kommt beides nicht infrage. **(BILD 37)** Blei ist ein sehr weiches Metall und lässt sich in reinem Zustand sogar mit dem Fingernagel ritzen. Sein Schmelzpunkt liegt bei 327°C, der Siedepunkt bei 1750 °C. Blei-

**BILD 37**

mischungen aller Variationen sind denkbar, setzen aber etliches an metallurgischem Wissen voraus. Kupfer hat den Härtegrad 3 (Eisen 4,5). Alle diese Weichmetalle halten die tonnenschweren Plattformen von Puma-Punku nicht zusammen. Schon gar nicht bei den Temperaturschwankungen im Hochland von Bolivien. Bereits im Jahre 1869 wunderte sich Johann Jakob Tschudi [40]:

»Noch mehr als das Fortschaffen dieser gewaltigen Steinmassen setzt uns die vollendete, technische Ausführung der Steinmetzarbeiten in Erstaunen, wenn wir bedenken, dass die alten indianischen Handwerker durchaus keine eisernen Handwerkszeuge besaßen und dass die ihnen bekannten Legierungen von Kupfer und Zinn viel zu weich waren, um erfolgreich den Granit zu behauen. [Anmerkung des Autors: Tschudi irrte sich. In Puma-Punku kam kein Granit zum Einsatz, doch Diorit, der ist genauso hart.] Auf welche Weise sie es bewerkstelligten, ist noch rätselhaft, am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, dass die letzte Politur der Steine durch Reiben mit feinem Steinmehl oder mit kiesel-erdehaltigen Pflanzen bewerkstelligt wurde.« **(BILDER 38 UND 39)**

Lieber, längst verstorbener Landsmann Tschudi: Mit Steinmehl oder kieselerdigen Pflanzen hätten die Arbeiter von Puma-Punku nicht nur Jahrhunderte reiben müssen, um die riesigen Platten zu polieren, sondern auch noch Präzisionsinstrumente einsetzen müssen, denn die Plattformen weisen verschiedene Ebenen und Neigungen auf.

Mut zur Logik!

In Puma-Punku stimmt etwas nicht, egal, ob man Prof. Posnanskys Datierungen verwirft oder die Kalender von Dr. Edmund Kiss und Prof. Schindler (und anderen!) unbeachtet lässt. Die Bearbeitung der Steine allein beweist es.



BILD 38



BILD 39

Heute werden die Kalenderberechnungen von Posnansky, Kiss und Schindler alle verworfen. Wohlmeinende sprechen von akademischen Irrtümern. Hörbigers Welteislehre ist vom Tisch, der Gegenwartsmond nicht schuld an der Vernichtung von Tiahuanaco, und frühere Hochkulturen gab es nicht. Basta. Es stimmt zwar, dass der Tiahuanaco-Kalender niemals auf unseren gegenwärtigen Kalender passt – heute würde man sagen, die Daten seien nicht kompatibel. Doch genau dies war den fleißigen Datensammlern Posnansky, Kiss und Schindler auch bekannt. Ihr Kalender hatte andere Monate, Tage und Stunden als heute. (Am Rande: Das Maya-Kalendersystem [Erklärung im 4. Kapitel] besteht aus verschiedenen Kalendern, die wie Zahnräder ineinandergreifen. Dabei bestand der »Götterkalender« – das sogenannte »Tzolkin« – aus 260 Tagen. Ein 260-Tage-Kalender aber ist für die Jahreszeiten auf der Erde vollkommen unnütz. Er hilft nicht für Saat oder Ernte, Winter oder Frühling. Und dennoch existierte er. Auf die Umlaufbahn welches Planeten war er anwendbar?) Auf den Kalender von Tiahuanaco bezogen bleibt die Frage, weshalb denn jede der über 1000 Kleinigkeiten auf der Statue »The great Idol« trotzdem übereinstimmt, bezogen auf das Jahr von Edmund Kiss (zwölf Monate zu 24 Tagen – Februar und April 25 – Tage zu 30 Stunden mit je 22 Minuten). Die Frage ist durch *unseren* Kalender gar nicht beantwortbar. Auf *unseren* Kalender passen die Kiss'schen Berechnungen nicht – auf den anderen Kalender schon. Wer weiß denn mit Gewissheit, welcher Kalender vor der letzten Eiszeit galt? *Wir* lehnen eine Kultur vor der Eiszeit ab – also ist der Tiahuanaco-Kalender falsch. Dabei schieben wir die geologischen Tatsachen blindlings zu Seite. Machen wir es uns nicht zu leicht?

Die neueste Kalendervariante für Tiahuanaco stammt von Jorge Miranda-Luizaga, immerhin einem Bolivianer, der die Kultur und die Sprache seiner Landsleute kennt. Er nähert sich dem Kalender von Tiahuanaco aus der Denkweise der Aymara, deren Sprache er

fließend spricht. Heraus kommt ein praktischer Kalender, der sich Jahr für Jahr wiederholt und im religiösen Denken der Aymara seine Wurzeln findet. [47] Vielleicht ist Luizagas Lösung die einzig Richtige. Ich kann das nicht beurteilen. Beurteilen kann ich aber die angewandte Technik, die Planung, den Transport und die bauzeichnerische Leistung bei den Blöcken von Puma-Punka. Und die passen definitiv nicht zum damaligen Stamm der Aymaras. Und hierzu gehört noch eine Frage, die ich in der gesamten Tiahuanaco-Literatur vermisste: Wozu braucht eigentlich eine Steinzeitkultur derart präzise berechnete und millimetergenau geschliffene Blöcke, wie sie in Puma-Punku vorliegen? Unter dem Begriff »Steinzeit« stellen wir uns allgemein eine Zeitphase mit einem Volk ohne Metallwerkzeuge vor. »Steinzeit« ist ein dehnbare Wort, denn »Steinzeit« ist keine Zeit, die sich im globalen Kalender festnageln lässt. Je nach geografischem Raum war »Steinzeit« 4000 vor Christus oder – bei Südseevölkern – 500 nach Christus. Am oberen Amazonas Brasiliens leben heute noch »Steinzeitstämme«. Wenn sich ein Steinzeitvolk entschließt, ein großes Gebäude zu errichten, bugsiert es die Blöcke irgendwie zum Zielort und schichtet sie aufeinander – mit welchen Methoden auch immer. Um die Mauern nicht einknicken zu lassen, können Zapfen und Zapfenlöcher – Schlüssel und Schloss – herausgemeißelt, ausgespart werden. Doch nie und nimmer eine Vermessungs- und Ingenieurkunst wie in Puma-Punku. Dämmert's?

Auch die C-14-Datierungen von Knochen und Holzkohlestücken aus Tiahuanaco überzeugen nicht. (C-14 ist eine Datierungsmethode mithilfe des radioaktiven Kohlenstoff-Isotops C-14.) Die Ruinen und Plattformen mögen längst in der Gegend gelegen haben, als spätere Menschen darin kampierten oder werkten. Heute werden *deren* organische Reste datiert. Was soll's? (Ich kenne mehrere solche Beispiele.)

In unserer Zeit gilt, die Tiahuanaco-Kultur habe von etwa 300 vor Christus bis 1100 nach Christus existiert. Nichts von Posnanskys

15 000 Jahren. Vergessen sind sämtliche Kalendervarianten, Lehm-schichten, Knochensedimente oder Strandmarkierungen. Mehrere Rekonstruktionsversuche liegen vor. [48, 49, 50] Dabei kann man es keinem Archäologen oder Architekten übel nehmen, wenn jede Rekonstruktion nur Stückwerk bleiben musste. Zu viel Material wurde über die Jahrhunderte weggeschleppt, zum Straßen- und Kirchenbau abtransportiert, von der Natur zertrümmert oder sonstwie kaputtgeschossen. Architekten der *University of California* in Berkeley, die in Tiahuanaco hervorragende Leistungen erbrachten und für ihre Rekonstruktion Computer einsetzten, gestanden [51]: »In Anbetracht der heutigen Funde sind wir nicht mal in der Nähe, Tiahuanacos Architektur zu verstehen.« Konfrontiert mit der Präzisionsarbeit, die die Bauleute in Tiahuanaco/Puma-Punku vor Jahrtausenden geleistet haben, spricht man heute bescheiden von »faszinierenden Kompositionen« und »unglaublich engen Spielräumen von weniger als einem Millimeter« [51].

Wir sind Gefangene unseres Denksystems. Die Nabelschnur bleibt stets die Evolution: um Gottes Willen nichts Grandioses in früherem Zeiten! Menschen wie ich, die angesichts der *heute noch* vorhandenen Plattformen von Puma-Punku, der *heute noch* beweisbaren Vermessungstechnik Fragen aufwerfen, gelten als unseriös. Auf den Scheiterhaufen mit den Spinnern! Und da dies nicht mehr funktioniert: ab in den Regen der Lächerlichkeit! Als ob ich die gesamte Literatur über Tiahuanaco/Puma-Punku nicht auch kennen würde. Nur nehme ich mir *trotzdem* die Freiheit, berechnete Fragen zu stellen.

Neue Antworten

Berechtigte Fragen? Und wie!

Im Sommer 1966 schoss ich in Tiahuanaco einige entlarvende

Bilder. Sie zeigen eine Monolithenreihe und einzeln stehende Monolithen. Auf **BILD 40** ragen die Oberteile von fünf Monolithen aus dem Boden. Alle zeigen rechtwinklige Aussparungen, die einst als Halterungen für irgendwelche Querblöcke dienten. Auf dem Riesenmonolithen von **BILD 41** ist oben ein sauberer, rechtwinkliger Schnitt angebracht worden. Und **BILD 42** demonstriert – auch für Blinde sichtbar – eine haarscharf gezogene Rille von oben nach unten. Jetzt vergleiche man die heutige Rekonstruktion der Mauer. (**BILD 43**) Nichts mehr da von Aussparungen, rechten Winkeln oder gar einer blitzsauber gezogenen Rille. Die Zwischenräume wurden mit Steinen ausgefüllt. Die einstigen Aussparungen und die

**BILD 40**



BILD 41

Rille, die schließlich vor Jahrtausenden ein wichtiger Bestandteil des Monolithen waren und zudem Rückschlüsse auf die angewandte Technik zulassen, haben sich in Luft aufgelöst, sind gleichsam »wegretouchiert« worden. Es kommt noch toller:

Die ehemaligen Wasserleitungen, von denen noch 1966 im Boden intakte Eckstücke gefunden wurden, stecken jetzt im oberen Teil der rekonstruierten Mauer. **(BILD 44)** Schließlich wurden ein versenkter Innenhof nachgebaut und in seine Mauern Köpfe verpflanzt, die ursprünglich in dieser Mauer nie etwas zu suchen

**BILD 43**

hatten. **(BILD 45)** Die emsigen bolivianischen und internationalen Rekonstrukteure gaben sich alle Mühe, Tiahuanaco wieder entstehen zu lassen. Einiges davon wurde zu Tode rekonstruiert. Der Bildvergleich beweist es.

Es gibt noch eine zusätzliche Möglichkeit, sich dem Rätsel Puma-Punku zu nähern. Eine, die uns selbstverständlich noch weniger passt als alle bisherigen: Schliemans Weg über die Mythen.

**BILD 44****BILD 45**

- Viracocha soll einer der hilfreichen Götter in Tiahuanaco gewesen sein. Viracocha, der Gott »des flüssigen Lavameeres«.
- Der Ort sei »in einer einzigen Nacht« erbaut worden.
- Dies geschah »lange vor den Inka«.
- Von »unbekannten, mächtigen Wesen«.
- All dies »vor der Flut«.
- »Akapana« (der Haupttempel) bedeute in der Aymarasprache »Ort, von welchem aus spioniert wird«.
- Der ursprüngliche Name für Puma-Punku habe »Winay-Marca« gelautet = ewige Stadt.
- Die große Statue trägt den Namen Pacha-Mama = Mutter des Kosmos.
- Auf dem Sonnentor wurde ein Hauptgott dargestellt, flankiert von 48 weiteren geflügelten Figuren.

Ich weiß – *nicht: Ich glaube!* –, dass unser Planet vor der Flut von Außerirdischen besucht wurde. Darüber habe ich 25 Bücher geschrieben, und selbst wenn einige meiner Indizien fragwürdig oder widerlegbar sind: Es bleiben zu viele unwiderlegbare. Wer die Materie gründlich kennt, gibt mir recht – die anderen mögen zuhören. Unsere Vorfahren lebten in der Steinzeit. Sie begriffen nichts und meinten irrtümlicherweise, die ETs seien »Götter«. Wir Heutigen wissen, dass es keine Götter gibt – unseren Vorfahren fehlten diese Erkenntnisse. Diese damals Götter genannten Wesen gingen ein in die Mythen, Legenden und großen Religionen (bei Henoch, Platon und anderen klipp und *klar vor der Flut* [52]).

Die Fremden studierten die Menschen, wie das heutige Ethnologen tun, und gaben freundlicherweise auch ein paar Tipps zum Erwachen der Zivilisationen. Dies ist belegbar. Genau wie Bergsteiger am Himalaya benötigten sie da und dort ein kleines Basislager, um die technischen Geräte vor wilden Tieren und der Neugier von Menschen zu schützen. So entstand in einer einzigen Nacht Puma-

Punku – in den Augen der Eingeborenen die »ewige Stadt«, der »Ort, von dem aus spioniert wurde«.

Exakt hier hakt die Kritik mit der Bemerkung ein, Außerirdische würden niemals Steine verwenden. Denen stünden doch ganz andere Materialien zur Verfügung. Pardon! Wenn sich unsere Astronauten mal auf dem Mond und dem Mars einrichten, werden sie die dort vorhandenen Rohstoffe einsetzen. Von der Erde schleppt man weder Stahl noch Kunststoffträger zu den nächsten Planeten.

Die außerirdischen Besucher vor Jahrtausenden erledigten ihre ethnologische Arbeit, eine andere Gruppe mag bestimmte Mineralien ausgebeutet haben, und ein kleiner Rest unterwies die cleversten Eingeborenen in Astronomie und praktischer Handwerksarbeit. Ein bisschen Entwicklungshilfe.

Nach dieser zeitgemäßen Meinung war der Kern der ursprünglichen Tempel – hier Puma-Punku – nichts anderes als ein Depot (Basislager) für die außerirdische Technologie und diente zudem als Schule für einige aufgeweckte und wissbegierige Menschen.

Bei der Verabschiedung versprachen die ETs, in einer fernen Zukunft wiederzukommen. Dies prägte sich ins religiöse Gedankengut der Menschen. Nach dem Abzug der Außerirdischen ereignete sich eine schreckliche Naturkatastrophe – aus welchen Gründen auch immer. Die geschundene Erde erholt sich, Menschengruppen stehen verduzt vor den gewaltigen Überresten des ehemaligen Basislagers. »Hier hausten einst die Götter«, raunen sie. »Sie haben den Ort in einer einzigen Nacht errichtet. Kein Mensch hat dabei mitgeholfen.« Staunend betasten sie die haarscharfen Rillen im Diorit, die quadratischen Aussparungen, die polierten Platten. Die Eingeborenen tragen die Botschaft hinunter bis in letzte Tal. Bald möchte jeder den alten Götterplatz bewundern, das Heiligtum, »von dem aus spioniert wurde«. Puma-Punku wird zum Wallfahrtsort. Jetzt entstehen die ersten Tempelchen zu Ehren der Götter. Das nächtliche Firmament wird beobachtet – haben die Götter nicht

verkündet, sie seien von den Sternen gekommen? Generationen vergehen – Tiahuanaco entsteht.

Bei dieser Betrachtungsweise entfällt das Problem mit den unterschiedlichen Baustilen und dem »Know-how« der diversen Epochen.

Ich plädiere dafür, man möge auch die »Göttervariante« bei der Betrachtung von Puma-Punku berücksichtigen. Sie löst einige Probleme und muss nicht nur deshalb falsch sein, weil sie von mir kommt. Denn eines ist gewiss: Die angewandte Technik passt in keine Steinzeit.

Was ist zu tun? Graben! Auch heute noch. Genau dies geschieht zurzeit durch eine Gruppe der *Akakor-Geographical-Exploring-Gesellschaft*. Mit Unterstützung des Kulturministeriums von Bolivien und Archäologen der UNAR (Nationale Gesellschaft für Archäologie) entdeckten die Forscher unter der sogenannten »Pyramide« von Tiahuanaco künstlich angelegte Schächte und Wasserleitungen. Monolithische Platten – geschliffen und präzise bearbeitet wie immer – bilden den Boden, die Seitenwände und die Decke der unterirdischen Gänge. Dort, wo die Steinplatten nicht mehr ganz dicht zusammenhielten, bildeten sich über die Jahrtausende 15 Zentimeter lange Stalaktiten. An mehreren Stellen der Schächte sind Zerstörungen durch seismische Verschiebungen nachweisbar.

Niemand weiß, wozu diese Tunnels und Schächte unter Tiahuanaco und Puma-Punku einst dienten. Dabei hatten bereits Posnansky im Jahre 1913 und Kiss im Jahre 1939 darüber berichtet, wurden aber von der Seriosität des damaligen Zeitgeistes lauthals verlacht. Was nun? Ich warte auf die »vernünftige« Antwort der Ewiggestrigen: Steinzeit-Heinis hätten nun mal megalithische Tunnels benötigt, um im Dunkeln mit Murneln zu spielen.

Und da ist noch etwas Geheimnisvolles, jederzeit überprüfbar durch Laien und Fachleute. Ich hatte bereits 1968 in Puma-Punku kuriose Kompassabweichungen festgestellt. Oft veränderte die Na-

del ihre Richtung innerhalb von zwei Blöcken. Ich demonstrierte dieses Phänomen mehreren Touristengruppen. Inzwischen stellte mein Kollege Hartwig Hausdorf präzisere Messungen vor. [53] In einem der Steinblöcke von Puma-Punku liegen hintereinander fünf Vertiefungen. Hausdorf führte einen Kompass über diese Löcher und stellte von Loch zu Loch eine Verdoppelung der Magnetabweichung fest. Also: 1. Loch: 5 Grad Abweichung, 2. Loch: 10 Grad, 3. Loch: 20 Grad, 4. Loch: 40 Grad, 5. Loch: 80 Grad. Das Experiment ist mehrmals vor staunenden Zeugen wiederholt worden.

Ein Physiker würde zu diesem Phänomen Fragen stellen – ein Archäologe weiß nichts davon.

2. KAPITEL

NICHTS NEUES UNTER DER SONNE!

Die Stammzellen, diese gespenstischen, nur unter dem Mikroskop sichtbaren Ungeheuer, haben es wieder mal auf die Titelseiten gebracht. Der Grund für die Aufregung ist eine Entscheidung des britischen Unterhauses: Großbritannien gestattet die Züchtung von Mischwesen oder Chimären, von Embryonen mit menschlichem und tierischem Erbgut.

Politiker schimpfen, die Engländer würden in der Bioethik »immer stärker einen Irrweg beschreiten« [54], während für Wissenschaftler wie John Burn, Professor an der Universität Newcastle, das neue Embryonen-Gesetz in Ordnung ist: »Eine Zelle kann keine Seele haben.«

Was machen diese Genetiker eigentlich? Wird in dubiosen Labors Gott gespielt?

Züchtungen von Obstbäumen gab es schon immer. Bestimmte Merkmale eines Baumes werden durch »Pfropfung« auf einen anderen übertragen. Dabei wandern genetische Eigenschaften von einem Baum auf den nächsten – ohne dass der Mensch in diesen Vorgang eingreift. Derartige Züchtungen von Bäumen, Blumen oder Getreidearten gehören zum Alltag und niemand regt sich darüber auf. Worin liegt denn der Unterschied zwischen Züchtungen und Genetik?

Bei der Genetik wird der Kern einer Körperzelle künstlich aus der Zelle herausgeschält und in die Zelle eines anderen Lebewesens, das vorher ebenfalls »entkernt« wurde, gepflanzt. So entstand 1997 das Schaf Dolly, eine 100-prozentige Kopie des Spendertieres. Man nennt das Verfahren »Kloning«, und es ging dabei stets nur um Zellen *derselben* Tierart. (Dolly hat inzwischen gesunde Junge bekommen.)

Bei der Chimäre bzw. dem Mischwesen hingegen handelt es sich um *unterschiedliche* Gattungen, wie – im Falle Britanniens – um Mensch und Kuh. Sowohl beim Menschen als auch beim Rind wird eine Zelle entkernt. Dann wird der menschliche Zellkern in die leere Zelle der Kuh gespritzt. Ein kurzer elektrischer Impuls regt die Zelle zur Teilung an und die Rinderzelle vermehrt sich mit den Erbinformationen des Menschen.

Irre? – Die Natur praktiziert dasselbe seit Jahrmillionen – ohne Eingriff des Menschen. Ein sogenanntes »Retrovirus« wie beispielsweise das AIDS-Virus bohrt sich in eine Zelle und kopiert ihre eigene Erbinformation in das Erbgut der Wirtszelle. Die vermehrt sich und produziert weitere AIDS-Viren. Kein Genetiker hat dabei mitgewirkt.

Aber weshalb wollen die Forscher jetzt Mensch und Rind vermischen? Sind die übergeschnappt? Jede Grundlagenforschung steuert ein Fernziel an. In der Genetik hofft man, irgendwann in der Zukunft könnten Erbinformationen in einer Weise ausgetauscht werden, dass Defekte wie Alzheimer oder Multiple Sklerose verschwinden. Man nennt das »therapeutisches Klonen« und das Wissen darüber steckt noch in den Kinderschuhen. Um zu forschen, benötigen die Genetiker aber Zellen, bislang verwendete man Eizellen junger Frauen. Dies schaffte unweigerlich politische und religiöse Probleme, denn das »Übungsmaterial« war immerhin menschlich. Die Eizellen von Rindern hingegen stehen in den Schlachthäusern gleich billionenfach zur Verfügung. Die Vermischung von

Menschen- und Rinderzellen hat auch mit Frankenstein nichts zu tun, denn daraus wird kein Bonnie oder ein muhender Zweibeiner. Weshalb nicht?

Zellen vermehren sich zu immer größeren Zellklumpen. Damit daraus irgendwann ein Lebewesen wird, müsste der Zellhaufen in eine Gebärmutter eingepflanzt werden. Exakt dies ist strikt verboten. Und wenn es dennoch im Geheimen geschieht? Das britische Gesetz verlangt, dass die Mischembryonen von Mensch/Kuh nach 14 Tagen vernichtet werden. Zudem ist die Wahrscheinlichkeit des Überlebens derartiger Zellklumpen äußerst gering. Aber es ist nicht unmöglich. Das hängt von den angewandten biotechnischen Möglichkeiten im jeweiligen Labor ab.

Außerhalb Britanniens geschieht längst Unmöglicheres. Australische Genetiker um den Biologen Andrew Pask (Uni Melbourne) verpflanzten das Erbgut eines Tasmanischen Tigers in einen Mäuseembryo und brachten die Zellen erfolgreich zur Vermehrung. Das Unheimliche dabei? Der Tasmanische Tiger ist längst ausgestorben und das verwendete Zellmaterial lag gut 100 Jahre zur Konservierung in einer Alkohollösung. Prompt ließ Professor Andrew Pask verlauten, mit derselben Technik könnte man Tiere wie die Dinosaurier zum Leben erwecken, sofern genug intakte DNS (Desoxyribonukleinsäure) zur Verfügung stehe. Selbst die Auferstehung eines Neandertalers wurde nicht ausgeschlossen. [55] Ähnliche Versuche laufen weltweit in mehreren Labors, sogar eine »Tierbank« mit Embryonen und dem genetischen Grundmaterial von Tieren aller Art existiert seit Jahren in London.

Erinnerungen an die Zukunft

Seltsam genug: Über diese Dinge, die heute Thema der Forschung sind, berichtete ich bereits vor 40 Jahren in meinem Buch *Erinne-*

rungen an die Zukunft. Zitat: »Woher stammt der erste, kühne Gedanke, dass die Zellen des Körpers erhalten bleiben müssen, damit der Leichnam, an hundertmal gesicherten Orten aufbewahrt, nach Jahrtausenden zu neuem Leben erweckt werden kann? ... Kannte bereits eine fremde Intelligenz die Methoden, mit denen Körper zu behandeln waren, um sie in X-tausenden von Jahren wieder lebendig machen zu können?« [56] Die Genetik holt die Science-Fiction-Idee von *Jurassic Park* ein.

Was heute versucht und irgendwann gelingen wird, gab es schon vor Jahrtausenden. Dafür gibt es antike Zeugen:

Manetho ist der Name des einen. Er fungierte als Schreiber der heiligen Tempel in Ägypten. Beim griechischen Historiker Plutarch wird Manetho als Zeitgenosse des ersten ptolemäischen Königs (304–282 vor Christus) erwähnt. [57] In Sebennytos, einer Stadt im Nil-Delta, verfasste Manetho sein dreibändiges Werk. Der zweite Zeuge, Eusebius (gestorben 339 nach Christus), ist ebenfalls Historiker. Er ging als Bischof von Caesarea in die Kirchengeschichte ein und zitiert viele alte Quellen, wie er in seiner *Chronographie* ausdrücklich festhält. Manetho und Eusebius ergänzen sich in der Beschreibung alter Überlieferungen. Manetho beginnt seine Geschichte mit der Aufzählung von Göttern und Halbgöttern, wobei er Regierungsjahre dieser Gestalten aufführt, die unsere Archäologen erschauern lassen. 13 900 Jahre sollen die Götter über Ägypten geherrscht haben und die darauffolgenden Halbgötter nochmals 11 000 Jahre. [58] Die Götter, so Manetho, hätten verschiedene Wesen entstehen lassen, Monstren und Mischkreaturen aller Art. Genau dasselbe bestätigt der Kirchenfürst Eusebius. Das nachfolgende Zitat aus uralten Quellen passt exakt in die Gegenwartsdiskussion um diese Mischwesen [59]:

»... gezeugt haben die Götter auch Menschen, doppelbeflügelte, dazu auch andere mit vier Flügeln und zwei Gesichtern und einem Leib und zwei Köpfen, Frauen und Männer, und zwei Naturen,

nämlich weiblichen und männlichen; weiter noch andere Menschen mit Schenkeln von Ziegen und Hörnern am Kopfe; noch andere, pferdefüßige, und andere von Pferdegestalt an der Hinterseite und Menschengestalt an der Vorderseite ..., gemacht haben sie auch Stiere, menschenköpfige, und Hunde, vierleibige, deren Schweif nach Art der Fischeschwänze rückwärts aus den Hinterteilen hervorflehen; auch Pferde mit Hundeköpfen ... sowie noch andere Ungeheuer, pferdeköpfige und menschenleibige und nach Art der Fische beschwänzte; dazu auch allerlei drachenförmige Unwesen ... und eine Menge von Wunderwesen, mannigfaltig geartet und untereinander verschieden geformet, deren Bilder sie im Tempel des Belos eins neben dem anderen dargestellt aufbewahrten.»

Starker Tobak, was Eusebius da aus alten Quellen aufischt. Es soll »doppelbeflügelte Menschen« gegeben haben? Nichts als Unsinn? Weshalb starren uns dann ihre Reliefs auf Stelen und Skulpturen in allen großen Museen entgegen? In der Archäologie nennt man sie »geflügelte Genien«. **(BILDER 46, 47 UND 48)** Menschen »mit Schenkeln von Ziegen und Hörnern am Kopf« – hochprozentiger Blödsinn? Wie wär's mit einem Blick auf sumerische und babyloni-

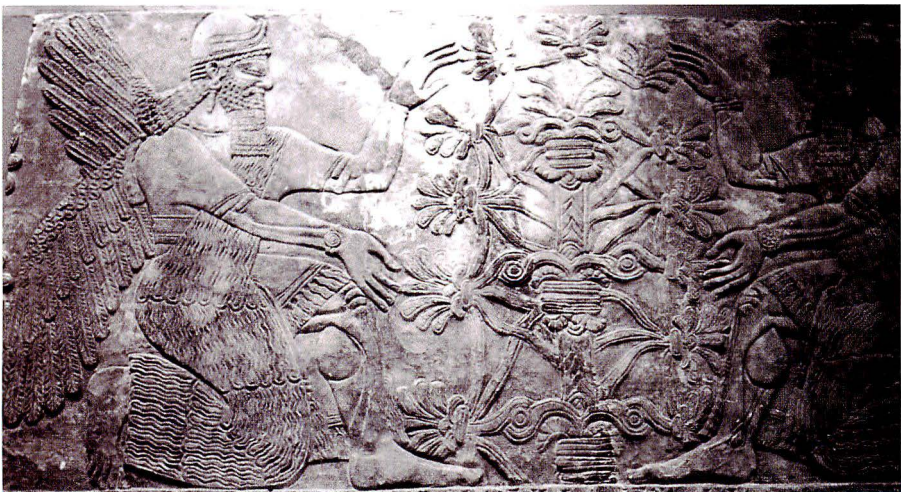


BILD 46

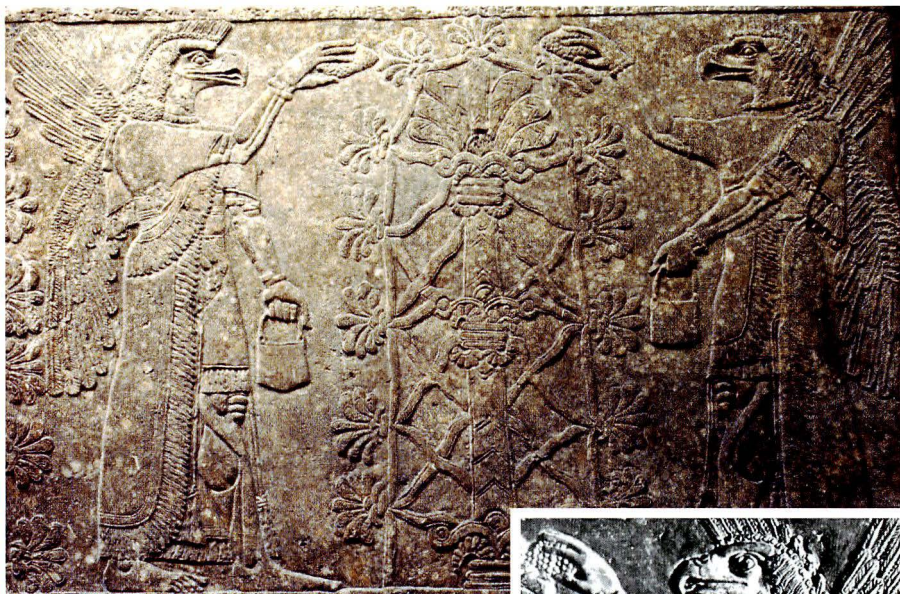
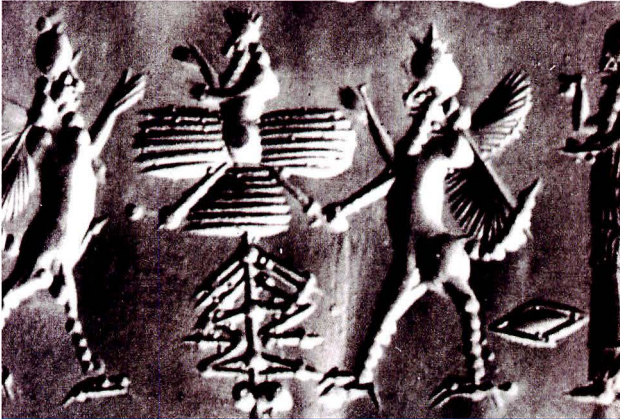


BILD 47 (OBEN) UND 48



sche Rollsiegel? Die Abbildungen solcher Chimären existieren zu Hunderten. **(BILDER 49, 50 UND 51)** Auch »pferdefüßige Menschen mit Pferdegestalt an der Hinterseite und Menschengestalt an der Vorderseite« sollen existiert haben? Der Centaur lässt grüßen! Selbst »Stiere, menschenköpfige« hätten die Götter produziert? Heiliger Apis in Ägypten, hilf! Inklusiv des Minotaurus von Kreta!

**BILD 49****BILD 50****BILD 51**

Monster aus der Vergangenheit

Die Vergangenheit überrollt die Zukunft. Bislang erklärten wir diese antiken Chimären psychologisch. Alles Wunschenken, Träumereien und Mythologie. Was ist eine Sphinx? Ein Mischwesen. Dabei denkt jeder an die riesige Löwengestalt mit Menschenkopf unterhalb der großen Pyramide von Gizeh. Doch Sphingen – die Mehrzahl von Sphinx – gibt es in allen Variationen: Löwenkörper mit Widderkopf, Hunde- oder Bockkörper mit Menschenkopf, Widderkörper mit Vogelkopf, Menschenkörper mit Vogelköpfen usw. usw. **(BILD 52)** Ganze Alleien der unterschiedlichsten Sphingen wurden dem Wüstensand entrissen. Wer auch nur einmal durch ein großes Museum schlenderte, nur einmal Bildbände über Sumer, Assur und Ägypten durchblätterte, kann das Hohelied dieser »Wunderwesen« (Eusebius) anstimmen.

Auf dem schwarzen Obelisken von Salamasar II., heute im Britischen Museum, führen stämmige Männer zwei merkwürdige Wesen mit Menschenkopf und Tierkörper an der kurzen Leine. Affen, wie

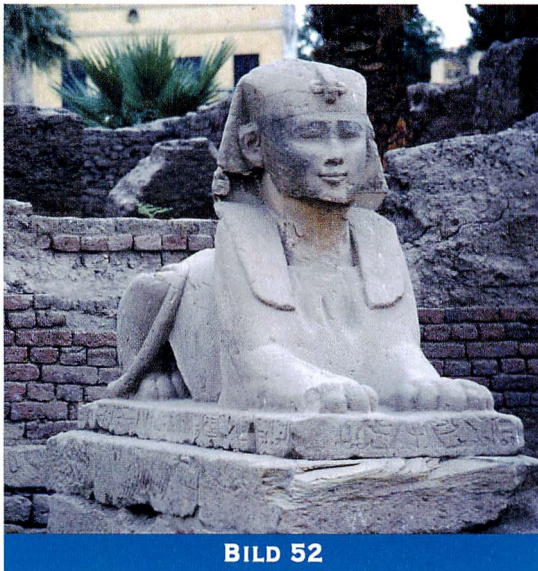


BILD 52

man uns einzureden versucht, sind es definitiv nicht. Zwei andere Mischwesen werden an der losen Kette gehalten. (**BILDER 53 UND 54**) Eine der Chimären nuckelt am Daumen, die andere zeigt uns die lange Nase. Die Monstren lebten – dies beweisen die kurz gehaltene Leine und die Ketten. Die Bilder sprechen für sich! Die

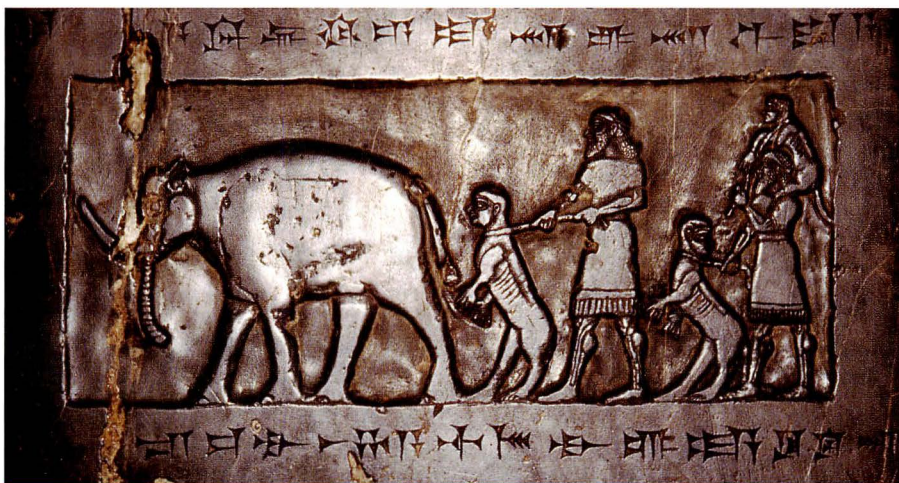


BILD 53



BILD 54

begleitende Keilschrift spricht von »gefangenen Menschentieren«, die als Tribut abgeführt würden.

In den unterirdischen Kavernen im fernen Ecuador, Südamerika, liegen nicht nur eine Metallbibliothek [60], sondern darin auch Mischwesen, wie der Augenzeuge Petronio Jaramillo Abarca berichtet [61]:

»Stellen Sie sich meine Überraschung vor, als ich in einer dritten Höhlenkammer auf Figuren stieß, halb menschlich, halb Tier, als ob sich alle Mythen in einer Vorstellung aus Gold und Edelsteinen vereinigt hätten. ... Es gab Körper mit den Köpfen von Habichten, mit Pferdehufen, Flügeln, Vögeln mit menschlichen Armen und Beinen ..., Esel mit den Gesichtern von Männern. Eine Vielzahl von Kombinationen zwischen Mensch und Tier ...«

Und zumindest einige dieser Ungeheuer sollen einst gelebt haben? Produziert von den Göttern? Wozu in aller Welt? Was hätten diese ominösen Götter davon?

Dass die Götter der Mythologien, die unfreiwilligen Begründer der großen Religionen, in Wirklichkeit außerirdische Besucher von einem fernen Sonnensystem waren, möchte ich nicht erneut erklären. Meine 25 Bücher zeugen davon. Eine raumfahrende Spezies kennt selbstverständlich ganz andere Planeten als nur die Erde. Da wird es Welten geben, auf denen es heißer oder kälter ist als bei uns. Andere Planeten haben von ihrer Größe her eine unterschiedliche Anziehungskraft. Auf dem Mond können Menschen große Sprünge machen, auf dem Jupiter würden sie zerquetscht.

All dies ist den fremden ETs wohlvertraut. Auf der Erde beobachten sie ein schuppenartiges Monstrum, das am Nil döst und hitzeunempfindlich zu sein scheint. Das Krokodil. Sie sehen, wie ein Löwe eine Gazelle reißt. Wie wär's, sagten sich die Fremden, wenn wir den Schuppenpanzer des Krokodils mit dem Knochen- und Muskelbau des Löwen vermischen und eine neue Lebensform schaffen? Einsetzbar auf einem Planeten mit nicht-irdischen Bedingun-

gen? So beginnt die Erschaffung der Chimären. Die Außerirdischen waren unseren heutigen Genetikern um vermutlich nur 30 Jahre voraus. Das reicht, um die DNS zu entschlüsseln und die Basenreihenfolgen im genetischen Code auszutauschen.

Die Götter beobachten ihre Experimente mit Stolz – die Menschen fürchten sich davor. Dann kam der Zeitpunkt zur Rückkehr ins Mutterraumschiff. Dabei war es völlig überflüssig, irgendwelche Monstren ins Raumschiff zu verfrachten. Die Außerirdischen mussten keine Chimären transportieren. Das intakte genetische Material der Mischwesen – die Erbinformation – genügte. Das fiel nicht ins Gewicht, und auf dem geeigneten Planeten wuchsen neue Tierarten heran – angepasst an die jeweilige Umwelt.

Wie will man eine derartige Hypothese untermauern?

Apis und andere Chimären

Zuerst geht es um Indizien, und die sind gleich mehrfach vorhanden:

Antike Historiker wie Manetho, Plutarch, Strabon, Platon, Tacitus, Diodor, Herodot und der spätere Kirchenfürst Eusebius schrieben darüber. Manetho berichtet, die Künstler und Steinmetze hätten diese Kreaturen malerisch dargestellt und in Stein geschlagen. Stimmt. Es wimmelt davon. Bekannt ist ferner der Götterkult der alten Völker. Diese Götter stiegen mit »Barken« und »geflügelten Sonnenscheiben« (Ägypten), mit »himmlischen Perlen« (Tibetaner), »fliegenden Muscheln« (Maoris), »Vimanas« (Indien) oder im Alten Testament mit dem »Thronwagen des Herrn« zu den Menschen hernieder. Dazu kommen die technischen Hinterlassenschaften wie die millimetergenau bearbeiteten Steine in Puma-Punku. Schließlich die Unterweisungen der Menschen durch die »Götter«. Da ist Information geflossen, am eindeutigsten beschrieben vom vorsint-

flutlichen Propheten Henoah. [52] Irgendwelche Naturereignisse, wie man sie den zweifelnden Menschen ständig unterjubeln will, sind dafür nicht zuständig. Die reden und diktieren nichts.

Außerirdische, von den steinzeitlichen Menschen als Götter verehrt und gefürchtet, beherrschen die hohe Kunst der Genetik, und die wurde auf der Erde eingesetzt. Das Motiv? Wesen für andere Planeten zu schaffen.

Da lebte in Ägypten einmal ein heiliges Monstrum, der Apis-Stier. Die Ägypter sahen im Apis einen Abkömmling des Kosmos, ein Werk des Gottes Ptah. Diese früheste Verehrung belegen Darstellungen mit sterngeschmückten Stierköpfen, die bei Abydos gefunden wurden. Der griechische Historiker Plutarch (um 50 nach Christus) schreibt, der göttliche Stier sei nicht auf natürliche Weise ins Leben getreten, sondern durch einen Strahl, der vom Himmel fiel. [62] Auch Herodot hält fest, der Apis-Stier sei »durch einen Strahl vom Himmel befruchtet worden« [63]. Und August Mariette fand im sogenannten Seraphäum unter der Wüste von Sakkara eine kleine, dem Apis gewidmete Stele. Darauf stand: »Du hast keinen Vater, du bist vom Himmel geschaffen.« [64] Zudem wies dieser Apis-Stier besondere Kennzeichen auf, die anderen Stieren abgingen. Herodot: »Der sogenannte Apis hat folgende Abzeichen: Er ist schwarz; auf der Stirne trägt er einen viereckigen, weißen Fleck und auf dem Rücken das Bild eines Adlers, die Schweifhaare sind doppelt, und unter der Zunge erkennt man das Bild eines Käfers.«

Neben dem Apis existierten diverse andere Stiere, die aber nicht mit dem Apis gleichgesetzt wurden. Wo sind die Mumien des heiligen Apis?

Am 5. September 1852 stand der quirlige Franzose August Mariette – der später das Ägyptische Museum begründete – in einem unterirdischen Gang bei Sakkara. Im Staub des Bodens bemerkte er Fußabdrücke, die die Priester vor Jahrtausenden zurückgelassen hatten. Vor ihm standen zwei gewaltige Sarkophage.

Mühsam wurden die 40 Tonnen schweren Sarkophagdeckel mit Stemmeisen und Seilwinden gehoben. Dazu Mariette :

»Auf diese Weise hatte ich Gewissheit, dass vor mir eine Apis-Mumie liegen müsse ... Meine erste Sorgfalt galt dem Kopf des Stieres, aber ich fand keinen. Im Sarkophag lag eine bituminöse, sehr stinkige Masse, die beim kleinsten Druck zerbröselte ..., inmitten des Durcheinanders Knöchelchen und eher zufällig 15 Figürchen ...«

Dieselbe Feststellung machte Mariette beim Öffnen des zweiten Sarkophages. »Keine Stierschädel, keine größeren Knochen, im Gegenteil, eine noch größere Verschwendung von Knochensplittern.«

Auch Sir Robert Mond, der im sogenannten »Bucheum« (das ist eine Anlage im Fels unter den Tempelruinen von Hermonthis) grub, machte dieselbe niederschmetternde Feststellung. Die Sarkophage enthielten entweder gar nichts oder stinkenden Bitumen (= Asphalt) mit Knochensplittern. Anstelle einer erwarteten Stiermumie wurden in einem Sarkophag die vermischten Knochen von Schakal und Hund gefunden. [65]

In den unterirdischen Anlagen bei Abusir entdeckte der Brite Sir Robert Mond gemeinsam mit zwei Franzosen weitere Sarkophage, bei denen man sicher war, Stiermumien zu finden, denn in den mächtigen Granitbottichen steckten Stierköpfe mit Hörnern. Endlich! Sorgfältig schnitten die französischen Spezialisten Monsieur Lortet und Monsieur Gaillard die jahrtausendealten Schnüre auf, zogen Schicht für Schicht der Linnen weg. Die Verblüffung war unbeschreiblich. Im Innern lagen kreuz und quer Knochen von verschiedenen Tieren, die sich teilweise nicht einmal einer bestimmten Spezies zuordnen ließen. Der zweite Sarkophag, zweieinhalb Meter lang und einen Meter breit, enthielt ein Kunterbunt von mindestens sieben verschiedenen Tieren. Auch hier ließen sich zwei Knochen keiner Tierart zuordnen.

Zerhackte Knochen

Die Alten Ägypter mumifizierten jede Lebensart. Hunde, Katzen, Krokodile, Vögel, Fische – egal was. Sie taten es, und dies ist in der Ägyptologie unbestritten, weil sie an die Wiedergeburt glaubten. Um wiedergeboren zu werden musste der Körper unbedingt erhalten bleiben. Alles andere wäre Frevel, Blasphemie gewesen. Dazu Sir Robert Mond [65]: »Die Grablegung einer Mumie in irgendeiner anderen Form als der des ganzen Körpers war im Alten Ägypten undenkbar.«

Weshalb dann die zerhackten Knochen?

Die riesigen Sarkophage im Seraphäum unter Sakkara bestehen aus Assuan-Granit. Und Assuan liegt immerhin 1000 Kilometer von Sakkara entfernt. Man stelle sich einmal die Arbeitsleistung vor: Im Fels unter Sakkara werden kilometerlange Gänge mit Seitennischen ausgemeißelt. 1000 Kilometer entfernt in Assuan sprengen Spezialisten den härtesten Granit, der in Ägypten bekannt ist, aus dem Felsen – mit welchen Mitteln auch immer. Anschließend werden die Schwergewichte 1000 Kilometer den Nil hinuntertransportiert, wobei noch drei Stromschnellen zu überwinden sind. (Heute befinden sich dort Schleusen für die Schifffahrt.) In Sakkara angekommen, werden die Steinungetüme in einer unglaublichen Weise poliert und geschliffen. Die Aufnahmen belegen es. **(BILDER 55 UND 56)** Jeder Sarkophag wiegt zwischen 60 und 100 Tonnen! Starke Arme mit Hebeln und Rollen bugsierten die aus einem Stück gemeißelten Blöcke in die vorbereiteten Tunnels und Nischen. Sie können nicht von oben an einem Seil heruntergelassen worden sein, denn die Felsdecke ist geschlossen. Und wozu diese gewaltige Anstrengung?

Um zerhackte Knochen hineinzuschmeißen? Schmierigen Asphalt darüberzugießen und einen 40-Tonnen-Deckel daraufzuwalzen? Das Motiv muss ein anderes gewesen sein als der Glaube an

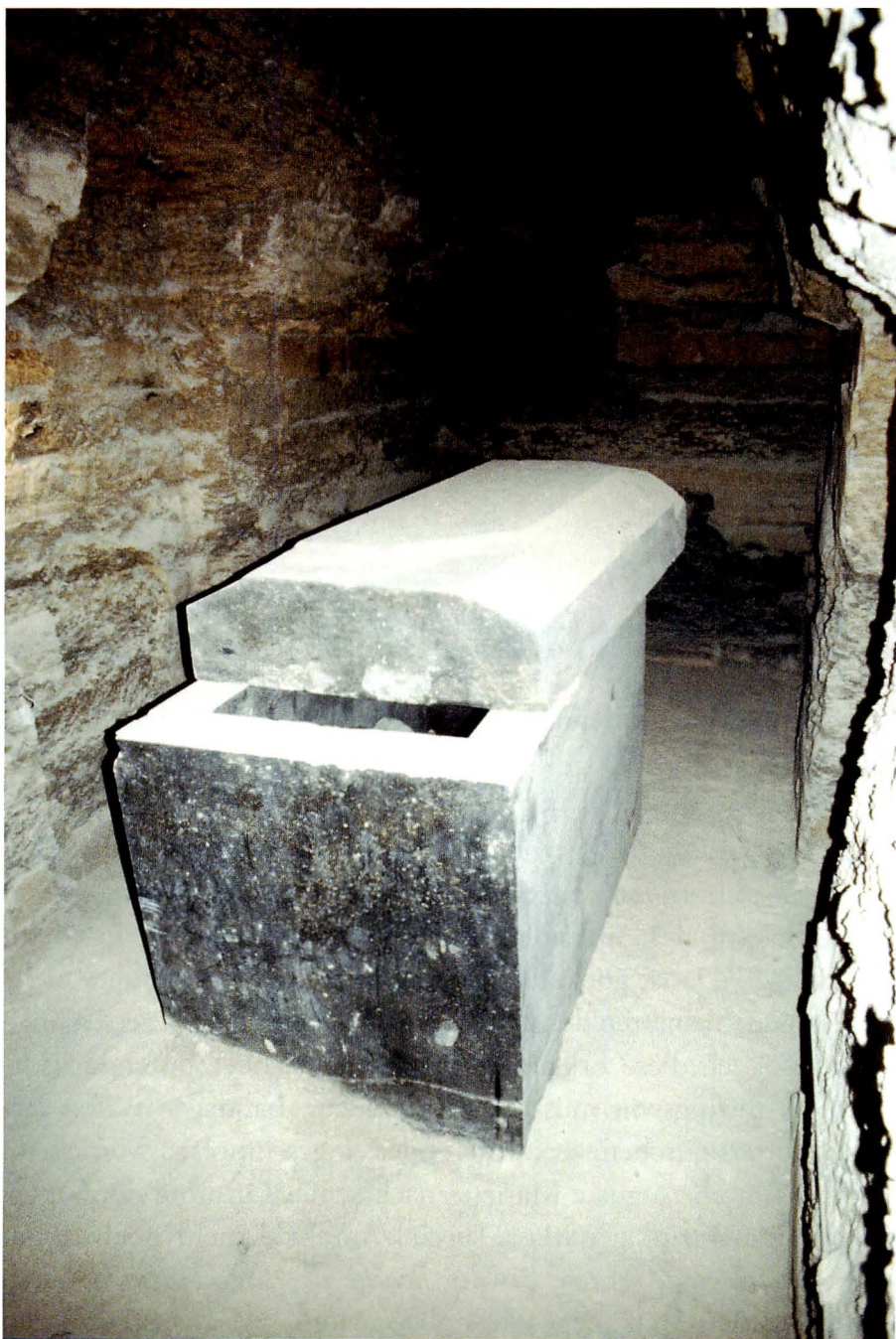


BILD 55



BILD 56

die Wiedergeburt – denn dort hätte der Körper *nicht* zerstört werden dürfen.

Was bleibt übrig?

Haben Grabräuber gewütet? Mönche die Sarkophaginhalt zu Knochensplintern zerschlagen? Grabräuber geben nicht die geringste Erklärung für das Auffinden *verschiedener* Tierknochen in einem Sarkophag. Da ist gottesfürchtigen Mönchen schon einiges mehr zuzutrauen. Sie hätten den Inhalt mit schweren Stangen zerschlagen können. Auch diese Erklärung bringt nichts. Die Spuren christlicher Zerstörungswut müssten sichtbar sein, Bandagen wären zerfetzt, Götterfigürchen zerstückelt oder eingeschmolzen worden.

Was schrieb Auguste Mariette nach seiner Öffnung der Sarkophage: »In der stinkigen Masse lag eine Anzahl kleiner Knöchelchen, offenbar *schon zersplittert in der Epoche des Begräbnisses*.« Wieso entdeckte der Archäologe Sir Robert Mond in Stiersarkophagen Knochen, von denen er *annahm*, es »müssten die eines Schakals oder

Hundes sein«? Ich verüble es keinem Anthropologen, der unter diesen Umständen Knochen nicht weiter untersucht. Wie sollte man auch auf die absurde Idee von »vierleibigen Hunden« (Eusebius) kommen, »deren Schweife nach Art der Fischeschwänze rückwärts aus den Hinterteilen hervorliefen«?

Dr. Ange-Pierre Leca ist Arzt und Spezialist für ägyptische Mumien. In seinem Buch berichtet er über einen Sarkophag mit »wunderbar bandagierten Stieren«, die in den Gewölben von Abusir entdeckt wurden. Zitat [66]:

»... wieder schien es sich um einen einzigen Stier zu handeln, doch wurden abermals die Knochen von sieben Tieren gefunden ... darunter die von einem riesigen alten Bullen. Ein dritter muss zwei Schädel gehabt haben.«

Wie bitte? *Zwei Schädel?* Schlag nach beim alten Eusebius: »Wunderwesen, mannigfaltig geartet und untereinander verschieden ... und [mit] *einem Leib mit zwei Köpfen.*«

Was so absurd erscheint und für die Ägyptologen keinerlei Sinn ergibt, weil Mumien wegen der Wiedergeburt niemals zerstört werden durften, wird aus heutiger Logik sehr verständlich.

Die Götter waren abgezogen, doch einige ihrer Chimären lebten noch. Würden sie bei einer Wiedergeburt Furcht und Entsetzen unter den künftigen Menschen verbreiten? Dieser schwerwiegende Gedanke beschäftigte die Priester. Schließlich fanden sie die Lösung, den Weg aus dem Dilemma. Solange die Monster lebten, wurden sie verwöhnt, angebetet und vergöttlicht. Nach ihrem natürlichen Ableben hingegen sollten die Knochen der unheimlichen Kreaturen zerschlagen, zersplittert und mit Asphalt vermischt werden. Aus härtestem Granit sollten schwere Sarkophage gehauen werden, derart wuchtig und gewaltig, dass kein wiedergeborenes Ungeheuer die Gruft je zu sprengen vermochte. Die mächtigen Sarkophage dienten nicht der Wiedergeburt, sondern waren das Gegenteil: Gefängnisse für die Ewigkeit.

Wie will man das beweisen?

Ein paar Knochen mit intakter DNS genügen, und unsere cleveren Genetiker stellen rasch fest, ob es sich dabei um DNS aus der natürlichen Evolution handelt oder ob eine gezielte künstliche Mutation vorliegt. Der Eingriff ins Genom ist heute nachweisbar. Vielleicht ist eine derartige Analyse längst geschehen – und darf nicht publiziert werden. Der Götterschock für die Menschen wäre kaum verkraftbar. Denn der Beweis für eine einzige Chimäre in der grauen Vorzeit belegt eindeutig den Eingriff von Außerirdischen. Weshalb?

Weil unsere Vorfahren vor Jahrtausenden keine Genetik beherrschten. Weil die antiken Überlieferungen und Darstellungen darüber berichten. Und weil ETs dafür ein zwingendes Motiv hatten: die Erschaffung von angepassten Lebensformen für andere Planeten.

Erinnerungen an die Zukunft nenne ich das.

3. KAPITEL

WISSENSCHAFTLICH? WISSENSCHAFTLICH!

*»Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht,
und wenn es sie gäbe, wären sie langweilig.«*
(Theodor Fontane, 1819–1898)

Der Satz trifft auf die exakten Wissenschaften nicht zu. Zwei und zwei ergeben nun mal vier. Und in der Geometrie ergeben A Quadrat plus B Quadrat immer C Quadrat. Das mag zwar langweilig sein, doch die exakte Wissenschaft bringt sehr wohl »unanfechtbare Wahrheiten« zutage – neben den Irrtümern, die stets wieder korrigiert werden.

Doch unser Verstand wird nicht nur durch die Resultate der exakten Wissenschaft beeindruckt, die Geisteswissenschaften – und darunter fällt so vieles, was mit Deutung zu tun hat – vergewaltigen unsere Denkweise nicht minder. Religionen fallen genauso in die Kategorie wie Philosophie, Ethnologie oder Archäologie. Wie bitte? Archäologie ist doch eine Sammelwissenschaft, und die beruft sich auf veritable Funde.

Richtig. Aber die Funde müssen interpretiert werden. Sie sind Gegenstand der Deutung. Diese Deutung wiederum beruft sich auf die Vernunft – den Zeitgeist – und selbstverständlich auf schriftliche

Überlieferungen. Alles klar? Nachfolgend ein kurzer Auszug aus dem *Popol Vuh*, das ist die großartigste Schrift aus den Hinterlassenschaft der Quiché-Maya [67], entstanden vor unbekannter Zeit im Hochland des heutigen Guatemala.

»Tepew Q'ukumatz
E Alom, E K'ajplom,
K'o pa ja'. Ssqtetoj e k'o wi.
E muqatal pa q' ug,
Pa raxon ...«

Was für uns Laien wie Chinesisch klingt, ergibt für den Fachmann einen Sinn. Beschrieben wird, dass der Herr »Quetzal-Schlange« Kinder zeugte, leuchtend herniederstieg, bedeckt mit Federn des Quetzal, deshalb nenne man ihn »Quetzal-Schlange«. »Quetzal-Schlange« sei aus der Schwärze des Himmels gekommen ... etc. Auf der Rückseite des Folio 24 ist nachzulesen, wie die Götter zuerst in

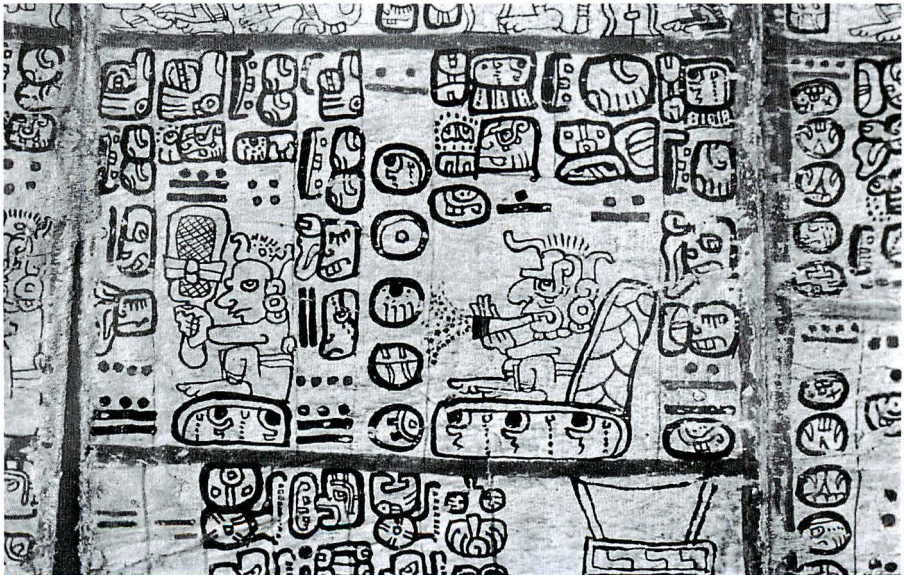


BILD 57

ein »Haus der Dunkelheit« eintreten mussten und Fackeln brauchten. Deshalb rauchten sie Zigarren ... (Auf verschiedenen Maya-Tempeln ist der Gott »Rauchender Spiegel« dargestellt.) (**BILDER 57 UND 58**)

Ich bewundere die Maya-Spezialisten, die die alte Sprache der Quiché-Maya lesen und übersetzen können. Dahinter stecken jahrzehntelanger Fleiß und die mühsame Vorarbeit von Ethnologen, die die Brückstücke zusammenkitten und ordnen mussten. Aber letztlich bleibt die ehrenwerte Übersetzung in vielen Bereichen eine Frage der Deutung. Wie darf man es sehen? Die Interpretation



BILD 58

wiederum ist eine Frage des Zeitgeistes, der herrschenden Vernunft. Und die ist sehr biegsam.

Eine »Federschlange« hat in Wirklichkeit nirgendwo existiert. Also hilft man sich mit dem in Guatemala bekannten »Quetzal-Vogel«. Der zeigt ein prächtiges farbiges Federkleid und mag die Quiché-Maya an eine fliegende Schlange erinnert haben. Aber der Quetzal-Vogel zeugt weder menschliche Kinder noch raucht er. Und der Maya-Gott »Rauchender Spiegel« sieht seinerseits einem Quetzal-Vogel in gar keiner Weise ähnlich.

Eine moderne Deutung lässt Spielraum für viele Möglichkeiten, insbesondere wenn die zeitgemäße Betrachtung mit alten Texten aus anderen Teilen der Welt zusammengebracht wird. Unmöglich? Sowohl für den Maya-Spezialisten als auch den Ägyptologen ist ein Textvergleich zwischen Zentralamerika und Ägypten undenkbar. Das sind völlig verschiedene Kulturen, wird argumentiert. Stimmt. Doch weshalb findet man in den Schriften hüben wie drüben ähnliche Überlieferungen? Die »Schöpfung« im *Popol Vuh* gleicht derjenigen vom 1. Buch Moses. Mehr noch: Da liest man in der Bibel, alle Welt habe »einerlei Sprache« gehabt (vor dem Turmbau zu Babel). Nicht anders im *Popol Vuh*. Im 2. Buch Moses erfährt man, wie Moses den Stab über das Wasser gehalten und das Meer geteilt habe. Dasselbe überliefern die Maya. Oder Kapitel 9 Vers 12 der Genesis (Bibel): »Dies ist das Zeichen des Bundes, den ich stifte zwischen mir und euch ...« Und im *Popol Vuh*? »Das wird euch beistehen, wenn ihr mich ruft. Das hier ist das Zeichen des Bundes ...« Und so weiter! Wer hat von wem abgeschrieben? Die Autoren des *Popol Vuh* konnten nichts von der Bibel wissen, denn die Texte existierten längst, bevor die christlichen Spanier anrückten. Also hat keiner abgeschrieben. Die Überlieferungen entstanden am selben Lagerfeuer. Man sollte meinen, in den Zeiten einer vernetzten Erde und einer (fast) grenzenlosen Globalisierung seien Textvergleiche zulässig. Doch keine Seite will es wahrhaben. Der Maya-

Archäologe ist Fachmann auf seinem Gebiet, der Ägyptologe auf einem anderen. Ausnahmslos gebildete, integre, ehrenwerte Forscher. Nur zusammenarbeiten tun sie nicht. Jeder bleibt tapfer in seiner fachlichen Isolation verankert. Ist das zeitgemäß?

Pyramidentexte

Da gibt es im fernen Ägypten die Pyramidentexte. Das sind alte Gravuren aus der fünften und sechsten Dynastie, wobei offenbleiben muss, wie lange die Texte bereits existierten, bis sie irgendwer in den Granit meißelte. **(BILD 59)** Die Pyramidentexte werden in »Utterances« (= Sprüche) unterteilt. Darin wimmelt es von Göttern, die vom Himmel zur Erde niederstiegen, und von Pharaonen, denen die Ehre zuteil wurde, die Welt der Götter zu besuchen. Da unser verwirrter Zeitgeist dahinter keine Realität erkennt, wurden daraus



BILD 59

Wunschvorstellungen der Priester oder Fahrten des Pharaos nach seinem Tod. Nachfolgend einige Beispiele [68]:

(Utt. 511) »Nun schreit vor Freude vor mir, bevor ich zum Himmel aufstieg. Der Himmel donnert für mich, die Erde schüttelt sich, wie Hagelsturm fliegt es weg und ich brülle wie Seth ...«

(Utt. 267) »Eine Treppe zum Himmel ist für mich aufgestellt, damit ich zum Himmel aufsteigen kann, und ich stieg hoch auf dem Rauch des großen Gefäßes. Ich fliege hoch wie ein Vogel und leicht wie ein Käfer auf dem leeren Thron deiner Barke, oh Re ... Und ich darf auf deinem Platz sitzen und donnere über den Himmel in deiner Barke, oh Re. Ich darf in deiner Barke vom Land abheben ...«

(Utt. 302) »Der Himmel ist klar, Sothis lebt ..., sie haben für mich in Usa Major (= Sternbild) einen Ort bereitet ... Mein Haus im Himmel wird nicht verschwinden, mein Thron auf Erden wird nicht zerstört werden ...«

(Utt. 482 C) »Möge ich hochfliegen zum Himmel wie der große Stern in der Mitte des Ostens ...«

(Utt. 434): »Du hast jedem Gott, der seine eigene Barke besitzt, geholfen, damit sie sich am Sternenhimmel einrichten ...«

(Utt. 472): »Der Himmel erzittert, die Erde bebt vor mir, ich besitze Zauberkräfte. Ich bin gekommen, um Orion zu verehren ...«

(Utt. 480): »Wie wunderbar zu beobachten, wenn dieser Gott zum Himmel emporsteigt, genau wie Atum, der Vater des Königs, zum Himmel aufsteigt ...«

(Utt. 482): »Du sollst zum Firmament aufsteigen, ... dein Sohn Horus wird dich zum Sternenhimmel begleiten, der Himmel ist dir gegeben, die Erde ist dir gegeben ...«

(Utt. 553 + 563): »Die Tore des Himmels sind offen für dich, die Tore des Firmaments sind offen für dich ...«

(Utt. 584): »Die Türen des (?), die im Firmament sind, wurden für mich geöffnet, die Metalltüren, die im Sternenhimmel sind, liegen offen für mich ...«

(Utt. 669): »Der Prinz steigt in einem großen Sturm vom inneren Horizont hernieder ...«

Das geht seitenlang so weiter. Himmelstüren sind offen, Götter steigen mit Rauch und Qualm hernieder, Pharaonen dürfen mitfliegen, es donnert und kracht auf Erden, Sand wird aufgewirbelt, und die Verursacher des Spektakels sind immer die Götter, ob im Alten Indien, in Tibet, in Japan, in der Bibel (Hesekiel) oder bei den Maya. Nun darf man, dozieren die Ägyptologen, solche Texte niemals mit irgendeiner Wirklichkeit vergleichen. Gemeint sind stets Himmelfahrten nach dem Tode des Pharaos. Ich wage das zu bezweifeln, weil eine moderne Betrachtungsweise sehr sinnvolle Schlüsse zulässt. Nichts daran ist anti-wissenschaftlich. Weshalb an den Hochschulen nicht Querverbindungen aufzeigen, die nun mal da sind? Man könnte doch die Studenten darauf hinweisen, dass ein Wörtchen wie »Himmel« nichts mit einem Ort der Glückseligkeit zu tun haben muss und genauso wenig mit einem Leben nach dem Tod? »Himmel« ist auch »Weltraum«, insbesondere, wenn er mit Attributen wie Rauch, Feuer, Beben, Lärm, Sterne etc. verbunden wird. Was soll daran unwissenschaftlich sein? Solange die Texte jeder Kultur isoliert betrachtet werden, ist allerdings keine neue Erkenntnis möglich.

1975 verkündete der Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabends, der lange in Berkeley lehrte, sein »anything goes« (alles geht, alles ist möglich). Die Wissenschaft reagierte entsetzt, denn »Alles geht« oder »Alles ist erlaubt« widersprach der Vorstellung von einem kontinuierlichen Prozess in der wissenschaftlichen Wahrheitsfindung. Feyerabends postulierte damals, aus einer wissenschaftlichen Methode könne nur folgen, was die Methode zulasse. [70] Tatsächlich gedeihen viele wissenschaftliche Innovationen ausgerechnet *nicht* durch die Beachtung methodologischer Spielregeln, sondern wegen des Verstoßens *gegen* diese Regeln. Feyerabends hat recht, und sein »anything goes« widerspricht dem wissenschaftlichen Fortschritt

überhaupt nicht. So mag ein Vergleich der Mythologien zwischen Ägypten und Zentralamerika zwar die wissenschaftliche Methode verletzen, er bringt aber neue Antworten und damit die gewünschte Erkenntnis. Spielregeln zu verletzen bedeutet, aus dem fremden Teller zu löffeln, aber nur dann, wenn es dafür vernünftige Gründe gibt. Und von denen gibt's genug!

Göttlicher Eingriff

Die Schaukel zwischen Ägypten und Zentralamerika ergibt durchaus einen Sinn. An beiden Orten stiegen rauchende Götter vom Himmel, wenn auch – vom Standpunkt der Archäologie aus betrachtet – die ägyptischen und die zentralamerikanischen Kulturen zu unterschiedlichen Zeiten existierten. Wer will denn mit absoluter Sicherheit wissen, wo der Ursprung der Kulturen lag und ob vor Jahrtausenden nicht doch irgendwelche transatlantischen Verbindungen existierten? Da liegt im Museum von Leyden, Holland, ein Jadeplättchen – in der Fachliteratur »Leyden-Platte« genannt, gefunden in der Mayastadt Tikal (heutiges Guatemala). Nach dem Namen eines schwer entzifferbaren Gottes liest man: »... ließ sich hernieder der Herrscher der Himmelsfamilie von Tikal«. Wer immer dieser himmlische Herrscher gewesen sein mag, in Ägypten ging es nicht anders zu. (In China, Japan, Tibet und Indien übrigens auch nicht.)

Im Land am Nil begegnet der Tourist an allen Tempeln der »geflügelten Sonnenscheibe«. Das ist eine goldige Scheibe oder angedeutete Kugel mit farbigen, weit ausholenden Schwingen. Ganze Tempeldecken (Dendera!) und unzählige Tempeleingänge (Karnak!) sind damit dekoriert. **(BILDER 60 UND 61)** Diese geflügelte Sonnenscheibe wird mit dem Gott Horus in Verbindung gebracht, der in der riesigen Tempelanlage von Edfu (zwischen Assuan und



BILD 60

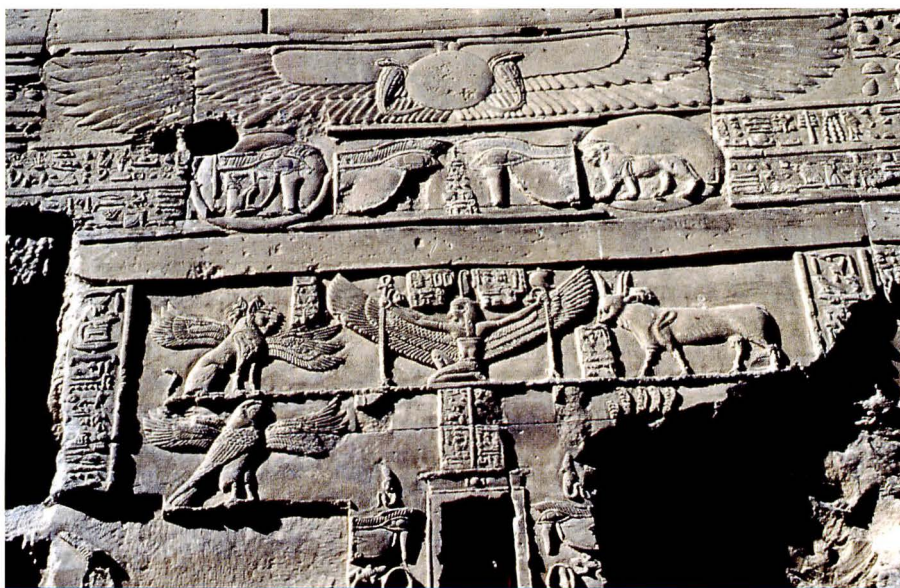


BILD 61

Luxor) seinen Stammsitz hatte. Horus ist der Sohn von Osiris und Isis. Dort, in einer Tempelwand von Edfu, ist auch die Überlieferung von der geflügelten Sonnenscheibe verewigt. **(BILD 62)** Da wird geschildert, wie Gott Ra mit seinem Gefolge »westlich an diesem Gebiet, östlich von dem Kanal Pechennu« landete. Sein irdischer Vertreter, der Pharaο, war offenbar in Bedrängnis, denn er bat den himmlischen Flieger um Hilfe gegen seine Feinde [68]:

»Es sprach die Heilige Majestät des Ra-Harmachis zu deiner heiligen Person Hor-Hut: O du Sonnenkind, du Erhabener, der erzeugt ist durch mich, schlage nieder den Feind, welcher vor dir ist, in kürzester Zeit. Darauf flog Hor-Hut zur Sonne empor in Gestalt einer großen Sonnenscheibe mit Flügeln daran ..., als er von der Himmelshöhe die Feinde erblickte ..., stürmte er von vorn so gewaltig auf sie ein, dass sie weder sahen mit ihren Augen noch hörten mit ihren Ohren. In dem kurzen Zeitraum war kein lebendes Haupt mehr vorhanden. Hor-Hut, buntfarbig glänzend, kehrte in seiner Gestalt als eine große, geflügelte Sonnenscheibe in das Schiff des Ra-Harmachis zurück.«

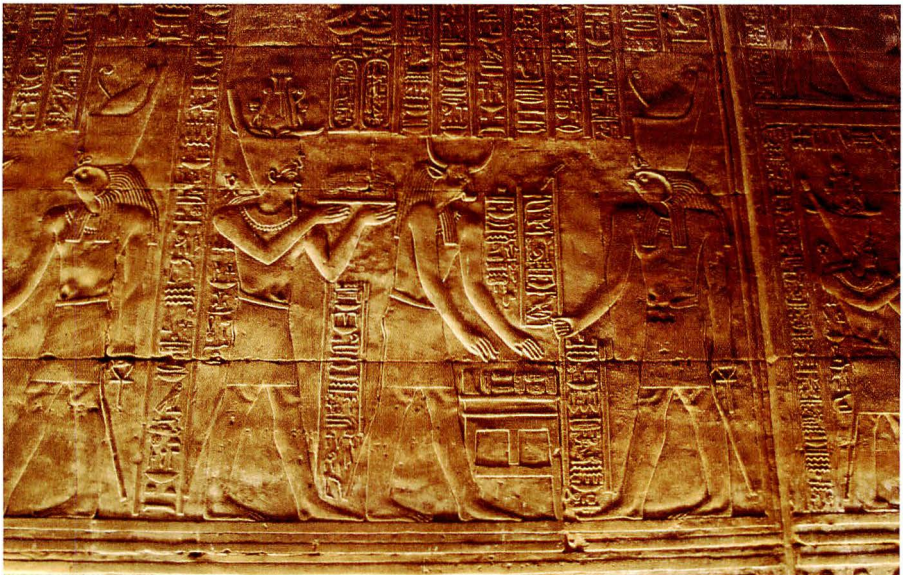


BILD 62

Dieser Text wurde im Jahre 1870 übersetzt. Zu einer Zeit also, in der kein Ägyptologe etwas von Überschallgeschwindigkeit wissen konnte. Nicht einmal die Fliegerei war bekannt. Doch der beschriebene Angriff kam definitiv aus der Höhe (*»als er von der Himmels-höhe die Feinde erblickte«*) und er muss mit Überschallgeschwindigkeit erfolgt sein (*»dass sie weder sahen mit ihren Augen noch hörten mit ihren Ohren«*). Entsprechend grauenhaft war das Resultat hienieden: *»In dem kurzen Zeitraum war kein lebendes Haupt mehr vorhanden.«* Die Götter allein wissen, welche fürchterliche Waffe sie gegen Steinzeitmenschen einsetzten.

Ob in Ägypten, Zentralamerika, Indien oder anderswo, sämtliche alten Texte werden uns heute in einem psychologischen Einheitsmüsli verabreicht. Dabei wäre die Bandbreite der Interpretationen in allen Regenbogenfarben möglich. Ich habe Mühe, mir die »Sage von der geflügelten Sonnenscheibe« nur abstrakt, im Nebel des religionspsychologischen Blindfluges, vorzustellen. Nachdem der Gott Ra-Harmachis dem Pharao gegen seine Feinde geholfen hatte, stellte er lapidar fest: *»Hier ist es angenehm zu leben.«* Anschließend werden die umliegenden Landschaften mit einem Namen bedacht und die Götter des Himmels sowie jene der Erde gepriesen. Ich schlage vor, man möge uns weniger erklären, wie's gemeint ist und wie man es sehen müsse, sondern man möge uns mehr unkommentierte Originaltexte vorlegen.

»Hor-Hut flog empor gegen die Sonne als große, geflügelte Scheibe. Deshalb wird er seit diesen Tagen als Herr des Himmels genannt ...«

Herr des Himmels? Wie wär's mit dem Wort »Raumfahrer«?

Wie die Inschrift von Edfu belegt, war die göttliche Hilfestellung der eigentliche Grund für die Verehrung und Verbreitung der geflügelten Sonnenscheibe und nicht, wie man uns einreden möchte, die Sonne in einer imaginären Unter- und Oberwelt. Der Edfu-Text sagt es eindeutig:

»Es fuhr Harmachis in seinem Schiff, und er landete bei der Stadt

Horus-Thron. Es sprach Thoth: Der Strahlensender, der erzeugt ist von Ra, er hat die Feinde geschlagen. Er sei von diesem Tage an genannt der Strahlensender, der erzeugt ist vom Lichtberge. Es sprach Harmachis zu Thoth: Bringe an diese Sonnenscheibe an allen Stätten der Götter in Unterägypten, an allen Stätten der Götter in Oberägypten und an allen Stätten der Götter.»

Hüben wie drüben

Das Wort »Strahlensender«, das hier verwendet wurde, stammt nicht etwa von mir, sondern von Prof. Dr. Heinrich Brugsch, der den Edfu-Text anno 1870 (!) übersetzte. Was haben die vernünftigen Ägyptologen, ihrer Schule und dem Zeitgeist unterworfen, aus der geflügelten Sonnenscheibe gemacht? Zeremonial-Klimbim. Verdrängt ist der ursprüngliche Sinn. Dort war keine Fantasievorstellung der ungebildeten Ägypter gemeint, sondern schlicht so etwas, das man heute als UFO bezeichnen würde. Unfähig, die einstige Wirklichkeit zu erkennen, verwandelte die akademische Lehrmeinung ehemalige Realitäten zu Mythen. Die Welt ist wieder in Ordnung. Welche?

Ein befreundeter Ägyptologe meinte, der Gedanke, irgendein Gott habe tatsächlich (real!) in die Kämpfe der Menschen eingegriffen, sei unerträglich. Genauso unerträglich wie meine Vorstellung, Außerirdische hätten sich in irdische Belange eingemischt. Die menschliche Logik macht seltsame Sprünge. Im Alten Testament beispielsweise greift der Gott, der mit Rauch, Feuer, Beben und Lärm herniederfährt, oft zugunsten des auserwählten Volkes in die Schlachten ein. Real, versteht sich! Dort stimmt die Logik. Welche?

Und was hat die geflügelte Sonnenscheibe Ägyptens mit Zentralamerika zu tun?

Ganz nahe dem Dorf Santa Lucia Cotzumalguapa in Guatemala

(Pazifikküste) wurden 1860 bei Rodungsarbeiten prächtige Stelen gefunden. Die Kunde davon erreichte den Österreicher Dr. Habel, der 1862 Mexiko bereiste und den Ort der Ausgrabung aufsuchte. Dr. Habel fertigte einige Zeichnungen an und zeigte sie dem Direktor des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin, dem Herrn Doktor Adolf Bastian. Der reiste vier Jahre später selbst nach Guatemala und kaufte dem Besitzer der Finca, auf dem die Stelen gefunden wurden, alle alten Steine ab. Doch beim Transport der tonnenschweren Stelen nach Europa taten sich neue Probleme auf. Schließlich wurden die Ungetüme in zwei Hälften zerschnitten und zum 80 Kilometer entfernten Hafen San José transportiert. Um die Blöcke leichter zu machen, wurden die Rückseiten ausgehöhlt. Beim Verladen löste sich eine Stele und versank im Hafenbecken – wo sie heute noch liegt. Die restlichen Kunstwerke aus vergangenen Zeiten kann man jetzt in Westberlins Völkerkundemuseum bestaunen. Und da Archäologen alles beschriften und katalogisieren müssen (sonst könnte man die Artefakte nicht ausstellen), erhielten die Stelen den sinnigen Namen: ODE AN DEN SONNENGOTT. Tatsächlich steigt ein fliegendes Wesen, von Feuerflammen umgeben, zu den verängstigten Menschen hernieder. Die »Sonnenscheibe« ist nicht zu übersehen. **(BILD 63)**

Außerirdische Technik

Im Edfu-Text über die geflügelte Sonnenscheibe taucht das Wort »Strahlensender« auf. Natürlich kann kein vernünftiger Ägyptologe etwas damit anfangen. Was soll ein »Strahlensender« sein? Ist das Wort falsch gedeutet worden? Dabei existieren für diesen »Strahlensender« wahrscheinlich Darstellungen zuhauf, nur erkennen wir sie nicht, weil – wie's beim biblischen Propheten Hesekiel nachzulesen ist – »ihr Menschen Augen habt, um zu sehen, und seht doch nichts«.



BILD 63

Im Tempel von Sethos I. in Abydos überreicht die Göttin Isis dem Pharaο einen seltsamen Gegenstand. Dieses Objekt muss wohl etwas Außergewöhnliches gewesen sein, sonst würde es kaum in direktem Bezug zur Göttin gebracht. Zudem ist der Gegenstand von den Maßen her größer als der Pharaο. **(BILD 64)** In der Ägyptologie nennt man das Ding einen »Djed-Pfeiler«. Dieser Djed-Pfeiler taucht in unterschiedlichsten Größen in ganz Ägypten auf, und niemand kann etwas damit anfangen. Gefunden wurden Darstellungen des Djed-Pfeilers schon unter der ältesten Pyramide, jener des Djoser in Sakkara. Der Pfeiler muss etwas Außergewöhnliches gewesen sein, denn bereits im Alten Reich existierte eine Priesterschaft des »ehrwürdigen Djed«. In Memphis gab es gar ein eigenes Ritual »für die Aufrichtung des Djed« [71], das der Pharaο persönlich mithilfe der Priester vollzog. Viel später, nachdem die ursprünglichen Götter entschwunden waren und sich die Pharaοnen »Söhne der Götter« nannten, wusste niemand mehr, was ein Djed-Pfeiler eigentlich war. Hauptsache, es hatte mit den Göttern zu tun. So entstanden Darstellungen von Djed-Pfeilern in unzähl-



BILD 64

gen Varianten, an Tempelwänden, in Krypten, auf Schatztruhen oder auf Vasen. Djed-Pfeiler sind in Ägypten genauso häufig anzutreffen wie geflügelte Sonnen. Nur hat bis heute kein Fachmann eine vernünftige Erklärung für den ursprünglichen Sinn dieses unverständlichen Gegenstandes. In der Fachliteratur las ich, der Djed-Pfeiler sei:

Ein Symbol für Beständigkeit – ein Symbol für Ewigkeit – ein prähistorischer Fetisch – ein entlaubter Baum – ein mit Kerben versehener Pfahl – ein Fruchtbarkeitszeichen – eine Ährenform.

Wie wär's mit einem »Strahlensender«? So zumindest sieht das Ding aus. Lächerlich? Bei der Betrachtung der rührseligen Deutungen für diesen kuriosen Gegenstand könnte ich geradezu fröhlich werden. Was muss uns eigentlich noch einfallen, bis wir die Augen öffnen und die Dinge sehen, wie sie sind? Die Betrachtung des Djed-Pfeilers als ein ursprünglich technisches Gerät scheint mir vernünftiger als die Aussage, es handle sich um einen »prähistorischen Fetisch« oder ein »Fruchtbarkeitszeichen«. Zudem ist dieser Djed-Pfeiler nicht der einzige Gegenstand, der von den Göttern zu den Menschen gelangte. Ein anderer ist die Bundeslade im Alten Testament. Ausführlich nachzulesen in der Bibel. Da erhält Moses von seinem »Gott« sehr präzise Anweisungen zum Bau einer technischen Apparatur (2. Mos. Kap. 25 ff.). Für diesen Gegenstand existierte ein Original, Moses fertigte lediglich die Kopie an. »Und siehe zu, dass du alles genau nach dem Urbilde machst, das dir auf dem Berge gezeigt werden soll« (2. Mos. 25, 40). Anschließend muss Aron, der Bruder von Moses, eine eigene Priesterschaft gründen, um dieses Gerät zu bedienen. Es gab eine Fachmannschaft – exakt wie bei den Priestern des Djed-Pfeilers. Ein »Strahlensender« der Götter war bei unkundiger Bedienung lebensgefährlich – genauso wie die Bundeslade. **(BILD 65)**

Schon kurz nach dem Bau der Lade warnte »Gott« seinen Diener Moses, er möge darauf achten, dass Aron die Vorschriften einhalte,

»damit er nicht sterbe« (2. Mos. 28, 24 ff.). Später ereigneten sich gleich mehrere Katastrophen im Zusammenhang mit der Bundeslade. Die Philister eroberten die Lade (1. Sam, 3 ff.), und alle Gaffer, die dem unheimlichen Gegenstand zu nahe kamen, starben an Krankheiten, die man mit modernen Augen als Strahlenkrankheiten bezeichnen würde. Nägel an Händen und Füßen fielen ab, die Haare aus, die Haut wurde mit Beulen übersät »und das Wehgeschrei der Stadt stieg empor zum Himmel« (1. Sam., 5, 11 ff.). Selbst über den tödlichen Unfall eines Priesters, der für einen Moment die Vorschriften vergaß, berichtet die Bibel: »Als sie zur Tenne Nachons kamen, griff Ussa mit der Hand nach der Lade Gottes und hielt sie fest, ... und Gott schlug ihn dort, weil er mit der Hand nach der Lade gegriffen hatte, sodass er dort neben der Lade Gottes starb ...« (2. Sam. 6, 6 ff.) [72].

Der arme Ussa war immerhin Priester, was hatte er nur falsch gemacht? Und welch' seltsamer Gott bestrafte eine Unachtsamkeit gleich mit dem Tode? Die Bibel gibt die Antwort: »Der Berg Sinai



BILD 65

aber war ganz in Rauch gehüllt, weil der Herr im Feuer auf ihn herabgefahren war. Und der Rauch stieg von ihm auf wie von einem Schmelzofen (2. Mos. 19, 18 ff.). Es war derselbe Gott, der von den Israeliten materielle Opfertgaben (Gold, Silber, Edelsteine) verlangte und seinem Diener Moses einschärfte, er solle den Israeliten klar machen: »Ihr habt gesehen, dass ich vom Himmel her mit euch geredet habe« (2. Mos. 20, 22).

(Was mit der Bundeslade sonst noch geschah und wo die Überreste dieses technischen Apparates heute liegen, beschrieb ich in einem früheren Buch. [73])

Teile des Alten Testaments (Bibel), der Veden (Indien), der Pyramidentexte (Ägypten), der Apokryphen (Henoch) und des *Popol Vuh* ergeben bei einer zeitgemäßen Betrachtung einen sehr plausiblen Sinn und ergänzen sich in vielen Bereichen, nur wird es beim *Popol Vuh* der Maya unglaublich kompliziert. Das hat seine Gründe. Da übersetzte Dr. Wolfgang Cordan, der einige Maya-Dialekte beherrschte, das *Popol Vuh* und nannte es »Buch des Rates« [74]. Das war vor 50 Jahren. Cordans Übersetzung lag in einer flüssigen Sprache vor, lesbar für jedermann. Doch die nachfolgende Generation der Maya-Fachleute akzeptierte Cordans Fleißarbeit nicht und legte eine neue, diesmal wortwörtliche Übersetzung vor [67]. Um die zu verstehen, müsste man eigentlich unter den Quiché-Maya gelebt haben, denn hier ist Raum für endlose Deutungen. Was meinten die wirklich? Wie darf man es verstehen? Um überhaupt mitreden zu können, muss beachtet werden, dass es so etwas wie einen Urtext des *Popol Vuh* nicht gibt. Die Übersetzungen basieren alle auf einer Vorlage, die zwar ursprünglich in der Quiché-Sprache existierte, aber erst im 18. Jahrhundert von einem Geistlichen, dem Pater Francisco Ximénez, niedergeschrieben wurde. Um Quiché-Laute aussprechbar zu machen, verwendete der Pater ein lateinisches Alphabet. Er musste Quiché-Wörter, die vielleicht in einem langgezogenen Singsang ausgesprochen wurden, phonetisch ins la-

teinische Alphabet umwandeln. Leichter gesagt als getan. Hier ein paar Auszüge aus der wörtlichen Übersetzung [67]:

Sprache und *Popol Vuh*

»Herrscher, Quetzal-Schlange, die, welche Kinder geboren haben ..., sind im Wasser, leuchtend sind sie ...«

»Nicht weit von seinem Erdgesicht, nicht weit nach Xialba für ihn. Plötzlich kommt er wieder im Himmel mit Huracan ...«

»Deshalb stiegen sie auf, direkt deshalb stiegen sie zum Himmel ... Dann war die (Gebär-?)Mutter des Himmels erleuchtet, das Erdgesicht, im Himmel waren sie ..., die fünf 80 Jünglinge, sie starben wegen Zipacna. Deshalb haben ihre Begleiter ihre Sternbilder am Himmel erhalten ...«

»Wahrhaftig rätselhafte Kräfte, nahezu geistige Essenz ... Herrscher, Quetzal-Schlange, dann sahen sie aus wie Menschen, Menschen sind sie geworden, sie schauten aus wie Menschen, sie sprachen, sie sahen, sie hörten auch ... In kurzer Zeit sahen sie alles ...«

Und so weiter!

Es ist schwer möglich, das Kauderwelsch in verständliches Deutsch zu formen. Wenn ich es täte, würde ich eine eigene Fassung schaffen, die mit dem Original wenig zu tun hätte. So viel kann gesagt werden: Wie in der Bibel liest man auch im *Popol Vuh* von einer Sprachverwirrung. Die Menschen verstanden sich nicht mehr, »nachdem sie von Tulan kamen«. Man erfährt von »wertvollen Metallen«, die bestimmten Göttern (doch auch Menschen) gegeben werden sollten, geschrieben wird von »schwarzen und weißen Menschen«, von Jünglingen, die sich opferten, von einem Berg namens »Hacavitz«, von dem aus sich die Menschen vermehrten ... und ... und ... und. Ein gemischter Salat, entstanden aus der Ohnmacht der Sprache.

Der Wortschatz der frühen Berichterstatter war klein, viele Begriffe bezogen sich auf das tägliche Leben und auf die immer wiederkehrenden Naturvorgänge. Sippe und Angehörige, Tiere und Pflanzen, erste Geräte und simple Waffen hatten ihre Bezeichnung. Für Feuer und Sonne, Wasser und Wind, Tag und Nacht, Sonnenaufgang und -untergang, Blitz, Donner, Geburt, Krankheit und Tod gab es Worte. Ereignete sich aber etwas, das aus dem kargen Bündel von Worten nicht unmittelbar beschrieben werden konnte, ersann man Umschreibungen, die gleichnishaft im Gehirn Bilder entstehen ließen.

Doch mit Sprache – mit hintereinander aufgereihten Worten – wird nicht unbedingt der Sinn des Gesagten ausgedrückt. Die Gebärden sind genauso Bestandteil der Sprache wie Bilder oder Musik. Wenn bei einer Versteigerung jemand die Hand hebt und fünf Finger spreizt, signalisiert er damit seinem Partner in der vordersten Reihe, er steige mit 50 000 Dollars ein. Es wurde kein Ton gesprochen. Wir können nicht wissen, mit welchen Gebärden die alten Erzähler der Quiché-Maya ihre Berichte begleiteten. Ein Lachen, ein Weinen, ein verzogenes Gesicht, ein Aufstampfen mag den Sinn von hintereinander gesprochenen Worten total verändert haben. Ich erinnere mich an die Begegnung mit einem Senn auf der Berghütte. Er berichtete von einer Sage über Zwerge, die heute noch herumgeistern sollen. Wo dem Senn die Sprache fehlte, gestikuliert er in ausdrucksvollen Gebärden. Man verstand ihn. Ohne Worte.

Der Anteil von Gebärden, Singsang, Musik, Trauer, Wut, Glück oder Gesichtsausdruck wird von der Sprache nicht vermittelt. Sprache ist das Stiefkind des Denkens. Sie hinkt ständig hinter den Ereignissen her und muss ihre Begriffe – die Worte – erst finden, nachdem das Neue bereits geschehen ist. Sprache ist auch kein Dogma von ewigen Werten, denn sie wechselt ihre Begriffsinhalte laufend. Vor dem Hintergrund ihres jeweiligen Entwicklungsstandes der Benutzer ist Sprache auch nie wertfrei; sie adaptiert stets den

Zeitgeist. Nun gehen Mythen in die kaum erforschte Vergangenheit des Menschen zurück. Wie oft mögen die zuerst benutzten Worte ihren Sinn gewechselt haben? Außerdem füllten all jene, die sich der Mythen annahmen, die Worte mit anderer semantischer Bedeutung. Und ganz zu Beginn der Sprache – vergessen wir es nie! – existierten überhaupt keine Begriffe für das Unmögliche. Ein Steinzeitmensch besitzt nun mal keine Worte, um Dinge wie einen Helikopter, einen Scheinwerfer, eine Pistole, ein Flugzeug, einen Spaceshuttle, einen Raumanzug oder ein lärmendes UFO zu beschreiben. Aber er kennt die Begriffe für Feuer, Blitz, Erschütterung, Lärm, Hitze etc. Und die setzt er nun ein, um das Unfassbare zu umschreiben. So entstand in Zentralamerika der Mythos von der »gefiederten Schlange« – die übrigens auch in Ägypten mehrfach vorkommt, etwa im Grab von Seti I. im Tal der Könige: mit Flügeln versehene Schlangen. **(BILDER 66, 67 UND 68)**

Jahrtausende später, im Zeitalter der Vernunft, will die seriöse Wissenschaft nicht wahrhaben, dass Steinzeitmenschen tatsächlich eine Begegnung mit einer High-Tech-Zivilisation erlebten, dass sie wahrhaftig ein helikopterähnliches Gerät fliegen sahen und mit

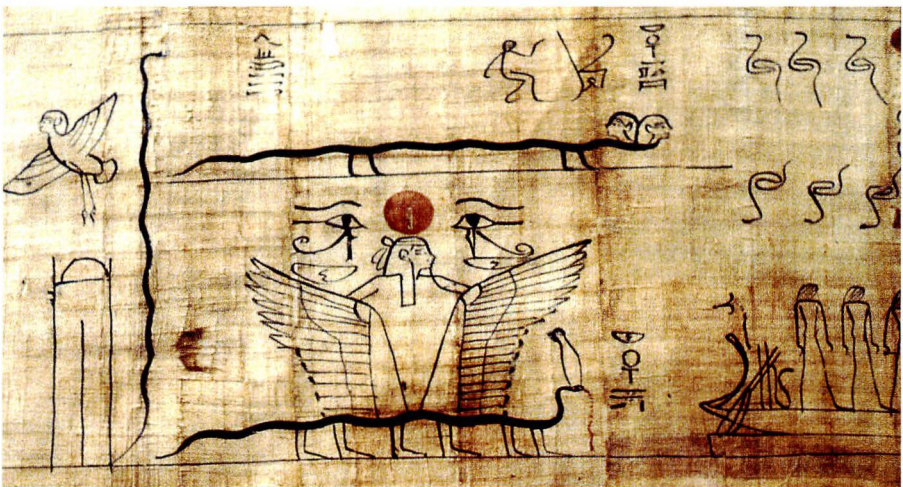


BILD 66

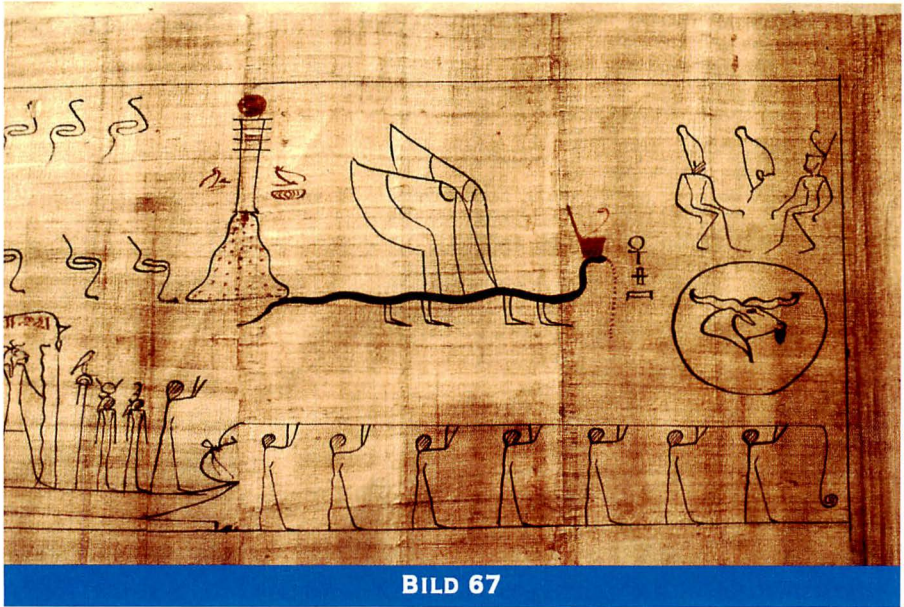


BILD 67



BILD 68

Wesen zusammentrafen, die sie – unwissend – »Götter« nannten. War schon der Urtext wegen der unverstandenen Begriffe und fehlenden Gebärden reichlich verwirrend, kann die Übersetzung nur religionspsychologisch ausfallen. Andere Möglichkeiten sind wegen der Methodologie nicht zugelassen. Chaos total!

Etana über der Erde

Da gibt es den weltbekannten *Etana-Mythos*. Einst Bestandteil der Tontafelbibliothek des Assyrerkönigs Assurbanipal (669–626 vor Christus). Gefunden bei den Grabungen in Ninive, liegen die Tafeln heute im Britischen Museum in London. Der Ursprung der Geschichte ist unbekannt, obschon Teile davon im noch älteren *Gilgamesch-Epos* vorkommen. In der Geschichte wird Etana von einem »Adler« über die Erde hinausgetragen, wobei der »Adler« den Etana immer wieder auffordert zurückzublicken [75]:

»... Als er ihn eine Weile emporgetragen hatte, spricht der Adler zu ihm, Etana:

Schau, mein Freund, wie das Land geworden ist, blick auf das Meer zu Seiten des Weltberges.

Und das Land sah aus wie ein Berg und das Meer wie ein Wasserlauf...

Als er ihn wieder eine Weile emporgetragen hatte, sagte der Adler zu ihm, dem Etana:

Schau, mein Freund, wie das Land geworden ist. Und die Erde sah aus wie eine Baumbepflanzung ...

Mein Freund, blicke hin, wie das Land geworden ist. Und das Land ist geworden zu einem Kuchen und das weite Meer so groß wie ein Brotkorb.

Und noch einmal trug er ihn höher empor und sagte: Mein Freund, blicke hin, wie das Land verschwunden ist.

Ich blickte hin, wie die Erde verschwunden ist, und am weiten Meer sättigten sich meine Augen nicht.

Mein Freund, ich will nicht zum Himmel aufsteigen, mache halt, dass ich zur Erde zurückkehre ...«

»Eagle has landed«, lautete die kurze Meldung der *Apollo-11*-Astronauten an das Raumfahrtzentrum in Houston nach der Landung der ersten Mission auf dem Mond. Der Adler ist gelandet.

Auch wenn im *Etana-Epos* das Wörtchen »Himmel« vorkommt, ist damit definitiv »Raumfahrt« gemeint. Schließlich fliegt der Adler den Menschen in die Stratosphäre (»*das weite Meer so groß wie ein Brotkorb*«) und über die Erde hinaus (»*ich blickte hin, wie die Erde verschwunden ist ...*«). Und jetzt verklausulieren wir das Ganze in unserem Gegenwartsdenken religionspsychologisch, weil nicht sein kann, was nicht sein darf.

Mit der alten Methode werden wir nie weiterkommen. Mir scheint, die wirklichen Gegner der Erkenntnis sind in den Reihen der Wissenschaftler zu suchen.

Überall auf der Welt schufen Steinzeitmenschen ihre Götterbilder. Der Gläubige einer Religion nennt diese Bilder »Götzen«, wenn sie nicht zu seiner Glaubensvorstellung passen. Diese Bilder, Fratzen, unvorstellbare Wesen mit Feuerzungen, Ungeheuer und Monster, modellierte jede Kultur nach ihrer Vorstellung. Verschiedenartig und doch gemeinsam, vergleichbar der Sprache. Wo liegt der Ursprung dieser künstlerisch dargestellten Götter?

Vor Jahrtausenden berichtete Amr bin Luhajj, der Arabien bereiste, von Menschen, die Götzenbilder herstellten oder verehrten. Er fragte sie, woher der Ursprung dieser Verehrung komme. Die Antwort [76]:

»Diese Bilder sind Herren, die wir nach der Gestalt der himmlischen Behausungen und Personen angefertigt haben.«

Nichts anderes behauptet der »Vater der Geschichtsschreibung«, der Grieche Herodot (um 490–425 vor Christus). Im 2. Buch seiner *Historien* berichtet er über seinen Besuch in Theben (Kap. 141 und 142) und wie die Priester ihm 341 Statuen erklärt hätten [77]:

»Sie zeigten, dass alle, deren Bilder dort standen, Menschen dieser Art waren, von den Göttern weit verschieden. Vor diesen Männern allerdings hätten die Götter in Ägypten geherrscht und bei den Menschen gewohnt ..., das wollen die Ägypter ganz bestimmt wissen, weil sie beständig die Jahre berechneten und aufschrieben ...«

Anfänglich gab es auf der Erde Höhlenmenschen, dann Götter, dann Mischlinge (= die Söhne der Götter), dann Menschen, und schließlich verschwanden die Götter, nicht ohne das Versprechen, in einer fernen Zukunft wieder aufzutauchen. Und die Menschen fertigten Bilder, Statuen oder je nach Kulturstand Felszeichnungen dieser Götter an. Im Hinterkopf war aber stets dasselbe gemeint, ob bei den Maya, Ägyptern, Indern oder anderswo. Gezeigt wurden die unverständlichen, grandios wirkenden und verklärten Wesen aus einer anderen Welt. Die aber waren einst real – sie wirkten tatsächlich unter den Steinzeitmenschen.

Dasselbe gilt für die Tempel. Ursprünglich dienten »himmlische Behausungen« als Vorbilder für die Tempel. Der Mensch hat schon immer nachgeahmt, was er verehrte, auch wenn er es nicht verstand. Diese Heiligtümer wurden attraktiv gestaltet, man hoffte, die wirklichen Götter würden sich darin herniederlassen und die menschliche Gemeinschaft vor Feinden schützen. Und prompt war die Initialzündung zum Bau von Siedlungen darum herum gegeben. Die Priesterschaft tat das ihre, um den Glauben an die Götter sowie die Angst vor ihren Strafen zu schüren. Der Rest ist bekannt.

Diese Aussage ist belegbar und für jedermann verständlich, sofern Querverbindungen zu anderen Kulturen einbezogen werden. Ohne diese Querverbindungen, ohne die vergleichende Mythologie stochern wir vermutlich noch für Generationen im Nebel. In meinen bislang 25 Sachbüchern habe ich Hunderte von nachprüfbaren Belegen aufgezeigt. Beispiele?

- Felsmalereien in der Sahara (Tassili), Brasilien (Cete Cidades bei Piripiri), USA (Arizona, Hopi-Land), Australien (Arnhem-Land bei Noorlangie und Kimberley-Ranges), Kanada (Vancouver-Insel) etc. zeigen ein geradezu internationales Motiv der Götterdarstellungen.
- Dogu-Figuren aus Japan gleichen den Götterstatuen aus Kolumbien, Peru und Bolivien. **(BILD 69)**



BILD 69

- Die von den brasilianischen Kayapo-Indianern getragenen Strohanzüge zeigen den himmlischen Lehrmeister (**BILD 70**) genauso wie
- die Kachina-Puppen der Hopi-Indianer aus Arizona, USA. (**BILD 71**)

Dies und vieles mehr soll kein Gewicht haben, darf nicht als Beweis herangezogen werden?

»Untersucht man die von Erich von Däniken vertretene Hypothese mit einer unvoreingenommenen und offenen Haltung, erkennt man bald, dass nichts in dieser Hypothese selbst den strengsten Regeln der Wissenschaft oder unserem Verständnis des Universums entgegensteht.« (Prof. Dr. Luis Navia, Lehrstuhlinhaber für Philosophie, *New York Institut of Technology*, USA)

Jene Außerirdischen, die unverstandenen Götter der Urzeit, versprachen, demaleinst auf die Erde zurückzukehren. Dieses Wiederkehrversprechen wurde in der Maya-Mythologie und im Maya-Kalender verewigt. Doch die Maya waren nicht alleine mit ihrer Wiederkehrterwartung. Es kommt ein »Jüngster Tag« auf uns zu.

**BILD 70****BILD 71**

4. KAPITEL

DIE RÜCKKEHR DER GÖTTER

Das **BILD 72** zeigt eine Maya-Inschrift auf dem Monument Nr. 6 von Tortuguero. Der Ort liegt im mexikanischen Bundesstaat Tabasco, etwa 80 Kilometer nordwestlich von Palenque. Jeder Maya-Spezialist kann die Inschrift entziffern. Man beginnt oben links bei der ersten Glyphe, dann nach rechts zur zweiten, nach unten auf die nächste Linie von links nach rechts usw. Maya-Fachleute lesen:

»tzuhtzajoom/u yuxlajuun bak'tun chan ajaw/uniw...«

»Es wird vollendet sein/der 13. Bak'tun 4 Ajaw/3 Uniw/es wird geschehen (nächste Glyphe abgebrochen), es steigt hernieder Bolon Yokte' nach ...« (nächste Glyphe fehlt).

Irgendein Gott namens »Bolon Yokte« soll an einem bestimmten Tag herniedersteigen. Umgerechnet auf un-

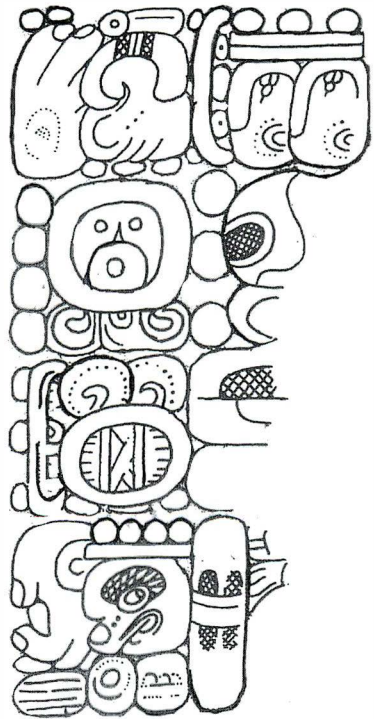


BILD 72

seren Kalender lautet das Datum: 23. Dezember 2012. Was kommt da auf uns zu und wer ist dieser »Bolon Yokte«?

Derselbe »Bolon Yokte« taucht auch auf der sogenannten »Vase der sieben Götter« auf. Dort wird er mehrmals als »Heiliger, Göttlicher« gepriesen, der bereits bei der Schöpfung der Welt beteiligt war. Auch zu Beginn des Maya-Kalenders, am 13. August 3114 vor Christus, mischte »Bolon Yokte« mit. Und im Tempel Nr. XIV von Palenque erscheint derselbe »Bolon Yokte« im Zusammenhang mit einem Ereignis, das leider aus den Glyphen nicht zu entziffern ist. Immerhin passierte das Unbekannte bereits am 29. Juli 931 449 vor Christus – das Datum lässt sich klar lesen –, zu einem Zeitpunkt also, als es gar keine Maya gab. Auch im *Dresdner Codex*, einer der wenigen Handschriften der Maya, die die spanische Zerstörung überstanden, erscheint »Bolon Yokte« (auf Seite 60) und nochmals in den *Chilam-Balam*-Büchern. Das sind Handschriften der Priester, die erst nach der spanischen Eroberung verfasst wurden.

»Bolon Yokte« wird stets im Zusammenhang mit großer Macht erwähnt. Er muss wohl einer dieser gewaltigen, furchterregenden Unbekannten gewesen sein, den sich die Menschen nicht erklären konnten. Nicht nur »Bolon Yokte« weist auf einer Rückkehr der sogenannten Götter hin, auch aus dem Maya-Kalender lässt sich eine Rückkehr jener himmlischen Wesen ableiten. Wie funktioniert das?

Auf mehreren Glyphen des Tortuguero-Monuments sind »Kringelchen« und vertikale Striche erkennbar. Das sind Maya-Zahlen. Sie sind in der Maya-Welt so allgegenwärtig wie die geflügelte Sonnenscheibe in Ägypten. Um wenigstens die Hauptlinie sichtbar zu machen, die sich mit der Rückkehr der Götter befasst, sollte man in kurzen Zügen den Niedergang der Maya-Kultur und die Funktionsweise des Maya-Kalenders kennen. (Ich habe das Thema ausführlich in einem früheren Buch behandelt [77].)

Brutale Eroberer

Am 15. November 1519 stand der spanische Eroberer Hernando Cortez (1485–1547) mit seiner Streitmacht vor Tenochtitlan. Inmitten der silberglitzernden Lagune prunkte in der Morgensonne die Stadt mit ihren alten, geheimnisumwitterten Tempeln, Palästen, Säulen und funkelnden Pyramidentürmen. In die prächtige Uniform eines Admirals gekleidet, setzte Cortez sich unbeeindruckt an die Spitze seiner kleinen Truppe. Armbrustschützen und Pferde flankierten – bunte Wimpel und Flaggen an den Lanzen – den Eroberer, als er auf der breiten Avenida in Tenochtitlan einzog.

Zur Begrüßung des Fremden ließ der Aztekenherrscher Moctezuma sich in einer juwelenbehangenen, goldstrotzenden Sänfte von Sklaven tragen, die vor ihm einen langen Baumwollteppich ausgebreitet hatten. Cortez schwang sich vom Pferd und ließ den Aztekenherrscher nicht einen Moment aus dem Blick. Über diese Begegnung schrieb C. W. Ceram in seinem weltberühmten Roman der Archäologie [78]:

»Zum ersten Male in der großen Geschichte der Entdeckungen ereignete es sich, dass ein Mensch des christlichen Abendlandes eine fremde, reiche Kultur nicht aus ihren Trümmern zu rekonstruieren brauchte, sondern ihr leibhaftig begegnete. Cortez vor Moctezuma – das ist, als hätte sich Brugsch-Bey im Tal von Der-el-Bahri plötzlich Ramses dem Großen gegenübergesehen oder als wäre Koldewey in den ›hängenden Gärten von Babylon‹ dem spazierenden Nebukadnezar begegnet und sie hätten, wie Cortez und Moctezuma, freie Rede tauschen dürfen.«

Moctezuma befahl damals 200 000 Krieger. Trotz spanischer Kanonen hätte das kleine Heer der Eindringlinge leicht vernichtet werden können. Weshalb entschloss sich Moctezuma nicht zum Kampf? Warum zeigte er sich sogar unterwürfig?

Das Unverständliche erklärt sich aus der aztekischen Religion –

derselben, die die Maya praktizierten. Der Unterschied zwischen Azteken und Maya ist vorwiegend geografischer Art. Die Azteken lebten im Hochland, die Maya im Tiefland. Genauso wie die Juden auf die Wiederkehr ihres Messias warten, wie Muslime auf ihren Mahdi hoffen, wie die Inka ihren Gott Viracocha – den Sohn der Sonne – herbeisehnten, wie die Südseeinsulaner auf die Wiederkunft des Gottes Lohno harrten oder die Ägypter auf die Rückkehr von Osiris (aus dem Sternbild Orion), so erwarteten Azteken und Maya auf die Rückkehr ihres Heilsbringers »Quetzal-Schlange«.

Azteken und Maya lebten nach exakten Kalenderzyklen. Bauten wurden im Rhythmus des Kalenders erstellt, Festlichkeiten dem Kalender untergeordnet. (Wir Heutigen tun nichts anderes. Christliche Feste wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten sind dominante Pfeiler in unserem Jahresablauf. Für internationale Sportereignisse wie Olympiaden oder Fußballweltmeisterschaften wird eine gewaltige Infrastruktur von neuen Gebäuden erstellt.) In Zentralamerika lief ausgerechnet mit der Ankunft von Cortez eine Kalenderperiode ab, zu der die Rückkehr der »Quetzal-Schlange« erwartet wurde. Priester hatten seit Langem davon gepredigt. Was die Überlieferungen verhießen, stimmte nun mit dem Datum überein. Der gläubige Priesterfürst Moctezuma konnte, durfte und musste im bärtigen, weißen Cortez zumindest einen Sendboten der »Quetzal-Schlange« erkennen.

Also empfing er die fremden Gäste mit fürstlichem Zeremoniell und bot ihnen seinen Palast als Wohnung an. Drei Tage genoss Cortez die großzügige Gastfreundschaft, dann verlangte er, dass eine Kapelle gebaut würde. Bereitwillig versammelte Moctezuma aztekische Handwerker zu Errichtung einer christlichen Kapelle.

Die Spanier fühlten sich als Besatzer – was sie auch waren – und verfolgten argwöhnisch jede Arbeit am Kapellenbau. An einer Mauer entdeckten sie eine frisch verputzte Fläche, hinter der sie eine Geheimtüre vermuteten. Heimlich durchbrachen sie die Wand –

und standen in einem Raum, der mit goldenen Figuren, Barren aus Gold und Silber, mit juwelenbesetztem Schmuck und feinsten Stoffen mit eingewebten Federn angefüllt war. Cortez schätzte den Fund auf zirka 162 000 Goldpesos, nach heutigem Wert rund zehn Millionen US-Dollar.

Während eines Festes zu Ehren des Gottes Teocalli ermordeten die Spanier auf ein verabredetes Zeichen hin 700 unbewaffnete aztekische Adelige und Priester. Die bis dahin geduldigen Azteken stürzten ihren Herrscher Moctezuma, machten seinen Bruder zum neuen König und stürmten den Palast, in dem sich die Spanier verschanzt hatten. Jetzt war Tenochtitlan in blutigem Aufruhr. Cortez ließ Tempel und Häuser abfackeln. Während die Spanier mit ihren überlegenen Waffen gleich reihenweise Azteken niedermetzelten, bot sich – o heilige Einfalt! – der gestürzte Moctezuma als Vermittler an. Es war seine letzte Aktion. Am 30. Juni 1520 steinigte ihn das empörte Volk zu Tode.

Erst jetzt gab Cortez den Befehl zum Abtransport des Schatzes. Mit Gold, Silber und Pretiosen schwer beladen, wollten sich die Spanier aus Tenotichtlan schleichen. Eine Wache entdeckte die Räuber, Signalpfeife schrillten, die aztekischen Krieger verfolgten die Spanier.

Die traurige Nacht

Es wurde die *noche triste*, die traurige Nacht der Spanier. Kopflos flohen sie. Schwer hingen Gold und Silber an ihrer Montur. Sie stolpterten, versanken im Morast. Aztekenkrieger töteten sie. Pferde und Reiter ritten durch Schwärme sirrender Pfeile, wurden von Schleudersteinen getroffen. Lanzen mit Obsidianspitzen – Kristallgestein mit splittrigem Bruch – stachen in die Leiber der verhassten Besatzer. In jener Nacht wurde die Mannschaft von Cortez um die

Hälfte dezimiert, er selbst schwer verwundet, und die wertvollsten Teile des Schatzes, nach dem sie gegiert hatten, versanken im Wasser und Morast der Lagune. *Noche triste!*

Wochen später kehrte Cortez mit einer verstärkten, neu bewaffneten Streitmacht zurück. In Tenotichtlan herrschte der neue König Quauhtemoc. Glänzend verteidigte er seine Stadt, doch unter dem Dauerfeuer spanischer Kanonen und Kriegsmaschinen musste er schließlich kapitulieren. Nun konnte Cortez unbehindert nach versteckten Schätzen fahnden. Quauhtemoc gab auch unter Folter die Verstecke nicht preis. Er wurde gehängt. Schließlich ging es nicht nur um Gold, Silber und Edelsteine, sondern auch um Heiligtümer, Schriften und möglicherweise Geschenke der Götter. Der Azteken-schatz blieb verschwunden. Bis heute.

Das stolze Tenochtitlan wurde 1521 endgültig von den Spaniern erobert. Tempel und Pyramiden, Götterbilder, Stelen sowie Bibliotheken versanken in Schutt und Asche. Auf den Trümmern steht heute die Stadt Mexiko-City.

Jahrzehnte folgten, in denen ganz Zentralamerika unter die Knute Spaniens geriet. In bluttriefenden Schlachten besiegten die Spanier im Tiefland einen Maya-Stamm nach dem anderen. Widerspenstige Indianer wurden brutal gefoltert oder gleich hingerichtet. Unter dieser Herrschaft der Gewalt und des Schreckens resignierten die Eingeborenen, die in ihrer Not auch noch mit Epidemien geschlagen wurden. Bald mussten sich die Spanier keine Mühe mehr machen, Gebiete zu erobern, Städte dem Erdboden gleich zu machen. Als mit der neuen Religion im Zeichen des Kreuzes die alten Götter starben, wanderten Azteken und Maya in alle Richtungen der Windrose aus. Die Paläste verfielen. Der gierige Dschungel des feuchtheißen Regenwaldes überwucherte Pyramiden, durchstieß Tempel und Plattformen. Schlangen, Jaguare und alle tropischen Ungeziefer nisteten sich ein. Unschätzbare Dokumente verfaulten, wurden Nahrung für Ameisen und Käfer. Die Nacht senkte sich

über eine einzigartige Kultur mit unsagbarem Wissen über jene Götter der Vergangenheit.

Im Zeichen des Kreuzes

Aus Spanien landeten immer neue Schiffe an Zentralamerikas Küsten. Horden von Abenteurern, Verwaltungsbeamten, Goldsuchern und Priestern reisten in die Neue Welt. Es ging um Gold und Christianisierung. 30 Jahre nach der Vernichtung von Tenochtitlan kam ein junger Spanier ins Land. Fray Diego de Landa hieß der Mann. Er wurde 1524 als Sohn adeliger Eltern in Cifuentes (Provinz Toledo) geboren. Es war die große Zeit der expandierenden Kirche, und es gehörte zum guten Ruf alter spanischer Familien, einen Sohn oder eine Tochter der Kirche zu weihen. Mit 16 Jahren trat Diego de Landa ins Kloster der Franziskaner in San Juan de los Reyes ein. Christus vollends hingegeben, bereitete er sich durch Askese auf die Arbeit in der Mission vor. Diego war gerade mal 25 Jahre alt, als er einer Gruppe von jungen Mönchen zugeteilt wurde, die 300 000 Indianer auf der Halbinsel Yucatan zum Christentum bekehren sollte. Intelligent und vom Drang erfüllt, Christus vollkommen zu dienen, erlernte Diego in wenigen Monaten die Sprache der Maya, sodass er schon beim Betreten von Yucatan seine Predigten und Botschaften in Maya übermitteln konnte.

Nicht erstaunlich ist, dass Diego eine Blitzkarriere hinlegte. Bald wurde er Verwalter des neuen Klosters in Izamal und begann, Filialen zu gründen. Das Land kostete nichts – man hatte es den Indios weggenommen –, und Gratis-Sklavenarbeiter standen genügend zur Verfügung. Diego de Landa zeigte sich in grober, brauner Wollkutte und überwachte die Ausbildung junger Indios, von denen die Christianisierten bald genauso besessen mitwirkten, die alten Heiligtümer kaputt zu machen, wie ihre Lehrmeister.

Diego bewunderte die mächtigen Bauten von T'ho, sah in den alten Bauwerken allerdings nur nützliche Steinbrüche für den Aufbau der christlichen Stadt Merida. So entstanden aus Maya-Tempeln christliche Kathedralen, aus Pyramiden spanische Verwaltungsgebäude. Obwohl Millionen von zugeschliffenen Steinen zu neuen Baustellen geschleppt wurden, zweifelte Diego de Landa, »ob der Vorrat an Baumaterial je erschöpft sein könnte« [79].

Der heilige Eiferer Diego de Landa wurde schließlich Ordensprovinzial und dann Bischof der neuen Christenstadt Merida. Es brachte ihn zur Raserei, wenn er Maya beobachtete, die immer noch ihre alten Kulte feierten und von den Göttern nicht ablassen wollten. So befahl er, alle Maya-Schriften und Götzenbilder zu vernichten. Am denkwürdigen 12. Juli 1562 stapelten sich vor der Kirche San Miguel (Heiliger Michael) in Mani 5000 »Götzenbilder«, 13 Altäre, 197 Kultgefäße und 27 wissenschaftliche und religiöse Werke sowie bebilderte Handschriften. Auf Befehl von Diego de Landa wurden die Scheiterhaufen entzündet. Die Flammen züngelten, fraßen und schmolzen unersetzliche Dokumente einer grandiosen Kultur. Der Name der Stadt »Mani« lautet übersetzt: Es ist vorbei.

Ungerührt notierte Diego de Landa [80]:

»Wir fanden eine große Zahl von Büchern mit Zeichnungen, aber da sie nur Lügen und Teufelswerk enthielten, verbrannten wir alle, was die Maya zutiefst bedrückte und ihnen sehr Kummer bereitete.«

Der Kummer hielt bis heute an. Nicht nur bei den Maya-Forschern, sondern auch bei Autoren wie mir. Stünden uns die alten Schriften noch zu Verfügung, müssten wir nicht mühsam nach Indizien suchen, um ein Wissen wiederzubeleben, das vor Jahrhunderten in Zentralamerika sowie vor Jahrtausenden in Ägypten und Indien zum selbstverständlichen Wissen der damaligen Gelehrten gehörte: der Besuch von realen Göttern (= Außerirdischen) in der Steinzeit des Menschen.

Das Audodafé von Mani war nur das Signal. In blindem Eifer verbrannten Missionare Maya-Handschriften, wo immer sie auftauchten. Unter dem Rubrum »Teufelswerk«, das Bischof de Landa gesetzt hatte, wurden Maya-Spuren, die zu den Göttern führten, getilgt. Genau wie in Peru und Bolivien. (Siehe erstes Kapitel.)

Handschriften der Maya

Und trotzdem – ein Witz der Weltgeschichte – verdankt die Maya-Forschung ausgerechnet diesem gnadenlosen Diego de Landa den Schlüssel zur Maya-Mathematik und zum Maya-Kalender. Ohne Diego würden wir heute den Maya-Kalender und sein Zahlensystem nicht kennen, wüssten nichts über die Rückkehr der Götter. Wie kam es dazu?

Bischof Diego de Landa – heute würde man sagen: der »Falke« unter den Missionaren – geriet am spanischen Hof in die Schusslinie. Spitzel trugen dem Königshaus im fernen Spanien zu, dass Diego selbst goldige Gegenstände hatte verbrennen lassen. Unter Druck geraten, suchte Diego de Landa Freunde in der Neuen Welt, die ihn in die Geheimnisse des Maya-Wissens einführten. Solche Informanten fand er in den Jünglingen indianischer Adelsfamilien. Diese waren christianisiert und unterrichteten Bischof de Landa Stück für Stück über das, was sie von ihren Eltern gelernt hatten. Diego de Landa notierte alles in lateinischer Sprache. Er lernte, wie das Zahlensystem, der Kalender und auch das Maya-Alphabet funktionierten. So entstand eine regelrechte Verteidigungsschrift mit dem Titel *Relacion de las cosas de Yucetan – Bericht über die Dinge in Yucatan*. [81, 82] Diese Schrift entpuppte sich als eine sehr wichtige Quelle der Maya-Forschung. Gefunden wurde sie nur durch puren Zufall.

300 Jahre (!) nach Diego de Landa entdeckte Abbé Charles-Etienne Brasseur (1814–1874), ein Geistlicher, in der Königlichen Bibliothek zu Madrid ein eher unscheinbares Büchlein, eingeklemmt zwischen ledergebundenen, goldgeprägten Folianten. Brasseur, jahrelang Missionar in Guatemala, war fasziniert. Aus den kleinen, mit schwarzer Tinte geschriebenen lateinischen Buchstaben hoben sich Maya-Glyphen und Skizzen ab, dazu viele »Kringelchen« und kurze Striche sowie übereinanderliegende Striche. Brasseur hatte zufällig den Schlüssel gefunden, der aus dem Dschungel der Maya-Zahlen und -Buchstaben führte.

Bischof Diego de Landa hatte in seiner Verteidigungsschrift geschrieben:

»Das Wichtigste, was die Häuptlinge in ihre Stammesgebiete verschleppten, waren ihre wissenschaftlichen Bücher.« [81]

Sein Landsmann José de Acosta ergänzte:

»In Yucetan gab es eingebundene und gefaltete Bücher, in denen die geschulten Indios ihr Wissen über die Planeten, die Dinge der Natur und ihre alten Überlieferungen bewahrten.« [83]

Nur vier Maya-Handschriften aus vorspanischer Zeit haben die Vernichtungsaktionen in Zentralamerika überstanden. (**BILDER 73 UND 74**) Man nennt sie Codices. Sie liegen heute in Mexiko-Stadt, Madrid, Paris und Dresden. Den *Madriider Codex* fand Abbé Brasseur, derselbe, der die Schrift von Diego de Landa entdeckt hatte, bei einem Professor der Diplomatschule Madrids. Der *Pariser Codex* lag in einem Abfallkorb der Pariser Nationalbibliothek, und den *Dresdner Codex* brachte Johann Christian Götze, ein Bibliothekar der Königlichen Bibliothek, von einer Italienreise nach Dresden. Das war im Jahre 1739. Götze schrieb damals [84]:

»Unsere Königliche Bibliothek hat diesen Vorzug vor vielen anderen, dass sie einen solchen raren Schatz besitzt. Man hat ihn vor wenigen Jahren bei einer Privatperson in Wien gefunden und als eine sonst unbekannte Sache gar leicht umsonst erhalten. Ohne

Zweifel ist er aus einer Verlassenschaft eines Spaniers, welcher entweder selbst oder auch dessen Vorfahren in Amerika gewesen.«

»... gar leicht umsonst erhalten ...«. Heute ist der *Dresdner Codex* einige Millionen Dollar wert.

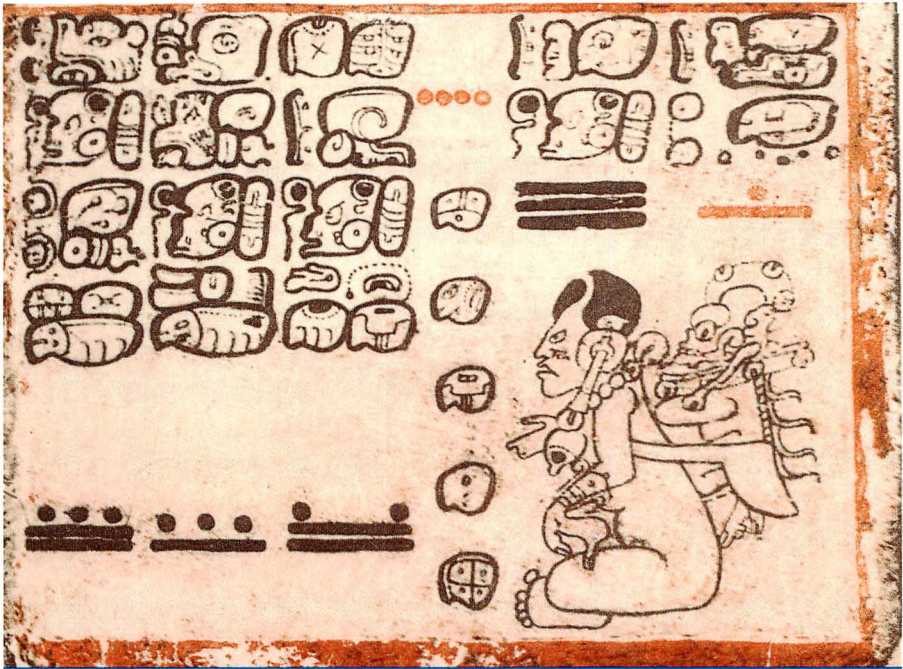


BILD 73

Die vierte Maya-Handschrift nennt man *Grolier Codex*. Das sind elf unvollständige Seiten, in denen es um den Planeten Venus geht.

Alle Maya-Handschriften sind aus dünnen Schichten der Bast- rinde des wilden Feigenbaums hergestellt. Ursprünglich musste die Baumrinde mit dem Saft des Gummibaumes elastisch gemacht werden. Später wurde sie mit Stärke aus Pflanzenknollen bestrichen und nach dem Trocknen mit zarten Federn in vier Farben bemalt. Dann wurden die Bücher handorgelartig zusammengefaltet.

Das Alter der Maya-Handschriften ist unbekannt. Auch wenn sie Kopien von älteren Vorlagen sind, dürfte die inhaltliche Substanz



BILD 74

gut 2000 Jahre (oder mehr!) in der Vergangenheit liegen. Der *Pariser Codex* soll Weissagungen enthalten, der *Madriider Codex* Horoskope – sofern das stimmt –, und im *Dresdner Codex* wimmelt es von mathematischen und astronomischen Zusammenhängen. Lesbar wurde das Ganze dank der Fleißarbeit von Bischof Diego de Landa, der den Schlüssel zum Maya-Zahlensystem lieferte.

Der *Dresdner Codex*

Seit 200 Jahren haben Wissenschaftler, die sich mit den Mayas beschäftigen, versucht, die Codices zu knacken. Vieles konnten die akribisch vorgehenden Gelehrten klären, anderes muss im Nebel der Deutung offenbleiben. Professor Thomas Barthel, einer der Maya-Schriftforscher, spricht von einem »offenkundigen Misch-Charakter« [85], weil die gleichen Zeichen völlig verschiedene Dinge bedeuten können. Auch gebe es ganze Hieroglyphenblöcke, die mitten in einem Zahlentext stehen, oder Wortspielereien, »die zahlreiche Lesungsvarianten anbieten, deren Sinn in ganz verschiedene Richtungen weist« [86].

Immerhin, was die Gelehrten herausgefunden haben, ist atemberaubend. Im *Dresdner Codex* geht es um Venus-Umläufe, um irgendwelche Gottheiten, die als »Herrscher des Himmels« bezeichnet werden, um einen Blitz- und Donnergott sowie selbstverständlich um den komplizierten Maya-Kalender. Die Maya-Gelehrten haben die verwirrenden Götter mit Buchstaben des Alphabetes bezeichnet. Auf dem *Dresdner Codex* wirken die Götter »A, D, E, L, N«, wobei oft nicht eindeutig klar ist, welcher Gott für welche Taten zuständig war. Sechs Blätter des *Dresdner Codex* enthalten astronomische Steckbriefe der Venus, zwei Blätter befassen sich mit der Marsbahn, vier mit Jupiter, dessen Monde nicht einmal übersehen wurden. Einige Blätter sind vornehmlich dem Mond, dem Merkur und dem

Saturn gewidmet, doch werden auch die Sternbilder des Orion, der Zwillinge und der Plejaden behandelt. Die Tafeln stellen in komplizierten Berechnungen sogar die Bezugspunkte der Planeten untereinander und die jeweilige Position zur Erde dar. Da kommen Perioden von Merkur-, Venus-, Erde- und Marsjahren mit 135 200 Tagen vor. [87] Die alten Maya behandelten sogar astronomische Ziffern von 400 Millionen Jahren. **(BILD 75)**

Die im *Dresdner Codex* dokumentierte Maya-Astronomie ist auch heute nicht umfassend verstanden worden. Mehrere Blätter sprechen von Kämpfen zwischen den Planeten [88, 89] und aus sieben Blättern der sogenannten »Finsternistafeln« lässt sich jede Finsternis der Vergangenheit und der Zukunft ablesen. 1937 schrieb der damals bekannteste Forscher des *Dresdner Codex*, Prof. Herbert Noll Hussum [90]:

»Die Finsternistafel ist so genial angelegt, dass für Hunderte von Jahren jede einzelne überhaupt im Gebiet mögliche Finsternis, und außerdem als nicht beobachtbare, theoretische Finsternis, jede andere auf den Tag genau bestimmbar und ablesbar ist.«

Diese Feststellungen wurden vor 70 Jahren getroffen. Manche Maya-Forscher lesen sie mit Unbehagen. Wie konnte eine Kultur, die nachweislich Menschen opferte, eine derart weit über ihre Zeit hinaus fortgeschrittene Astronomie beherrschen? Woher bezogen sie ihre Kenntnisse? Welcher Geist gab ihnen ein, dass die Planeten sich in einer berechenbaren Beziehung zueinander verhielten? Selbst Jahrhunderte währende Beobachtungen, ein manischer Zwang zum perfekten Kalender oder eine Art von Sucht zur Mathematik erklären das Rätsel nicht. Da die Erde sich selbst in einer elliptischen Bahn um die Sonne bewegt, die anderen Planeten aber auch nicht stillstehen, ist jede Beobachtung mit einer Zeitverschiebung gekoppelt. Was die Venus angeht, zeigt sie sich nur alle acht Jahre in der gleichen Konstellation, der Jupiter alle zwölf Jahre. Zudem lebten die Maya in einem geografischen Raum, der mindestens die Hälfte

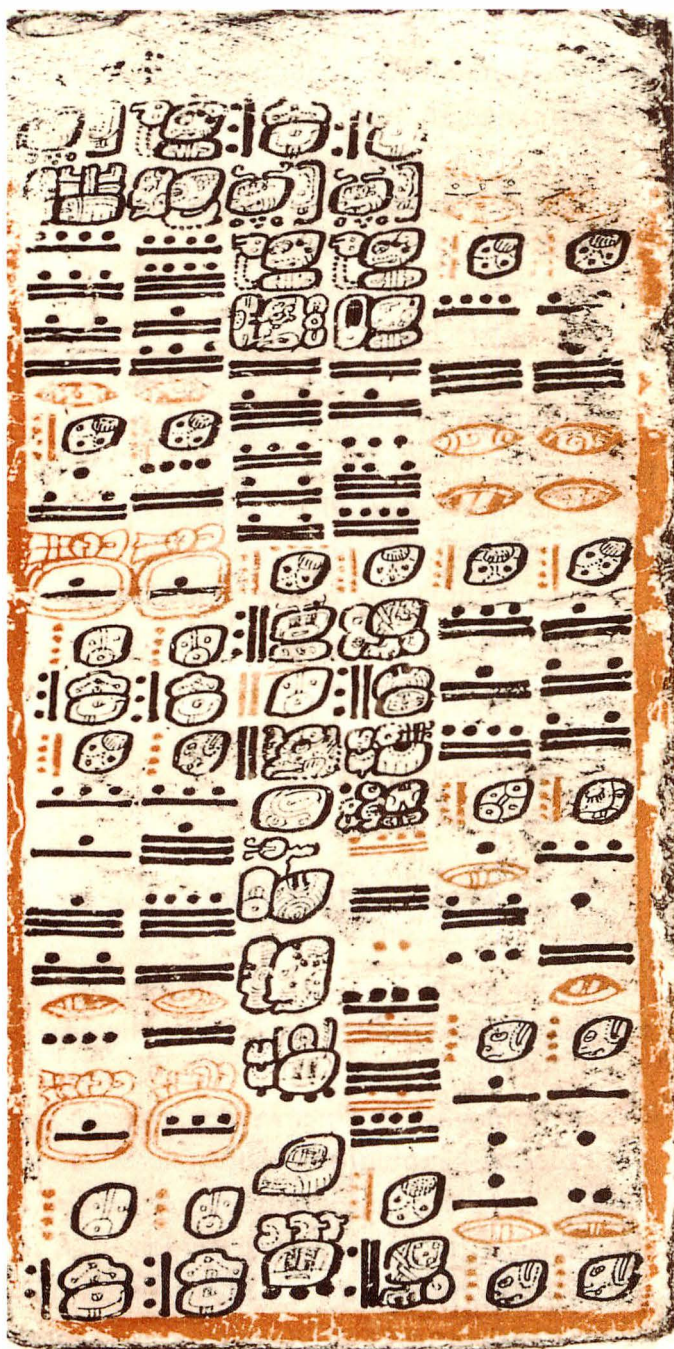


BILD 75

des Jahres überhaupt keine Sternenbeobachtung zuließ. Im *Dresdner Codex* sind aber astronomische Bezugspunkte aufgeführt, die sich nur alle 6000 Jahre wiederholen. Die Maya lebten keine 6000 Jahre. Mit Berechnungen allein lässt sich nicht ermitteln, dass die Venusbahn alle 6000 Jahre um einen Tag »nachgestellt« werden muss. Zudem scheinen die Maya ihre exakten astronomischen Kenntnisse von allem Anfang an besessen zu haben – geradeso, als wären Tafeln mit Daten und Bahnrechnungen druckreif vom Himmel gefallen. Ein Maya-Spezialist erklärte mir, derartige Beobachtungen ließen sich in einigen Jahrzehnten durchführen. Pardon! Die Maya waren ein Steinzeitvolk. Sie besaßen weder moderne Messgeräte noch Teleskope oder Computer. Auch der Einwand von archäologischer Seite, die Prieser-Astronomen der Maya hätten auf ihren hohen Pyramiden den Fixsternhimmel beobachten können, ohne durch Dunst und Wolken behindert zu sein, sticht nicht. Die Pyramidentürme – etwa in Tikal (Guatemala) – wurden bereits in der Planung vor dem Bau astronomisch ausgerichtet. Das astronomische Wissen ist älter als die Pyramiden.

Woher das Wissen?

Vor 60 Jahren schockierte Professor Dr. Robert Henseling seine Kollegen mit einigen Schlussfolgerungen über die Maya-Astronomie [91]:

»1. Es muss als unmöglich erachtet werden, dass die Maya Instrumente und Methoden kannten, mit denen sie Winkelmessungen mit der erforderlichen Genauigkeit durchführen konnten.

2. Es kann dagegen nicht bezweifelt werden, dass den Maya-Astronomen Gestirnskonstellationen, die Jahrtausende zurücklagen, nach Art und Tag zuverlässig bekannt waren.

3. Dies wäre unverständlich, wenn nicht in jener Vorvergan-

genheit, das heißt Jahrtausende vor Beginn der christlichen Zeitrechnung, die entsprechenden Beobachtungen *von irgendwem irgendwo gemacht und der Nachwelt zuverlässig überliefert worden wären*. [Hervorhebung durch EvD]

4. Solche Leistungen setzen aber notwendig voraus, *dass schon in jener Vorvergangenheit eine Entwicklung von sehr langer Dauer stattgefunden hatte*.«

Seither winden sich die spärlichen Fachleute, die überhaupt an den *Dresdner Codex* herankommen, um sinnvolle Kommentare. Ich behaupte, der Kern des astronomischen Wissens der Maya muss viel älter sein, als die Gelehrten zugestehen. Selbst im klassischen Griechenland, das reich an glänzenden Mathematikern und genialen Philosophen war, galt es als Sakrileg zu behaupten, die Erde bewege sich um die Sonne. Anaxagoras (um 500–428 vor Christus) wurde der Gottlosigkeit angeklagt und aus seiner Heimatstadt verbannt, als er verkündete, die Sonne sei nichts als ein glühender Stein. Ptolemäus von Alexandria (um 100–160 nach Christus), dem Erfahrungswerte aus Jahrhunderten ägyptischer und babylonischer Himmelsbeobachtungen zur Verfügung standen, stellte die Erde in den Mittelpunkt seines Weltsystems. Erst Nikolaus Kopernikus (1473–1543) widersprach: Er postulierte, die Sonne bilde den wahren Mittelpunkt der Planetenbahnen. Es folgten Giordano Bruno (1548–1600), Tycho Brahe (1546–1601), Johannes Kepler (1571–1630) und Galileo Galilei (1564–1642), bis endlich der Aufbau unseres Sonnensystems und die elliptischen Bahnen der Planeten kapiert wurden. Doch das Steinzeitvolk der Maya soll das alles ohne brauchbare Instrumente in einigen Jahrhunderten entdeckt haben?

Indianische Überlieferungen

Es ist schwer zu fassen: Da existierte in Zentralamerika ein altes, präzises, astronomisches Wissen, verbunden mit Göttern, die ihrerseits »vom Himmel« kamen, offensichtlich Furcht erregten und nicht selten Menschen drangsalierten. Ein Wissen von einem Gott, den man »Quetzal-Schlage« nannte, obschon so etwas in der Biologie so wenig existierte wie ein feuerspeiender, fliegender Drache in China. Die Maya waren keine Dummerchen, die einen Quetzal-Vogel mit einer donnernden »Feder-Schlange« verwechselten. Der Widerspruch lässt sich auch in keiner Weise mit ihren astronomischen Kenntnissen vereinbaren. Zudem darf das Maya-Wissen nicht isoliert betrachtet werden, schließlich lebten ihre Verwandten in nächster Nähe: die nordamerikanischen Indianer. Und die kannten alle ihre außerirdische »Quetzal-Schlange«, auch wenn sie in anderer Form auftrat. Die Tootoosh-Indianer (Nordwestküste des Pazifik, USA) nennen die »Quetzal-Schlange« »Thunderbird« (Donnervogel). Einer ihrer Totempfähle für diese Donnervögel dient als Symbol für »die Stadt der Himmelsmenschen« [92]. Dieselbe Bezeichnung gilt für die kanadischen Indianer im Bundesstaat British Columbia. Auch dort ist die »Quetzal-Schlange« »Thunderbird« (Donnervogel). Das ist logischer. Die Pawnee-Indianer im heutigen Nebraska, USA, sind überzeugt, der Mensch sei von den Sternen erschaffen worden, und himmlische Lehrmeister seien immer wieder zur Erde herabgestiegen, »um Männer und Frauen mehr von den Dingen zu sagen, die sie wissen mussten« [93]. Wir Forscher der Gegenwart behandeln das Maya-Wissen isoliert, als ob keine anderen Stämme und Abkömmlinge in der weiteren Region existiert hätten, die ihre Überlieferungen genauso pflegten.

Der Schöpfungsmythos der Cherokee-Indianer (Nordwest-Georgia, USA) beginnt so: »Am Anfang lebten alle Lebensformen am Himmel ..., die Bewohner der himmlischen Behausungen waren

begierig wegzukommen, denn ihre himmlischen Behausungen waren mehr und mehr übervölkert ...« [94]

Die Miccosukee-Indianer (Südflorida, USA) behaupten: »Vor langer Zeit stieg ein Indianerstamm vom Himmel in den Mikasukisee im Norden Floridas. Er schwamm an Land und baute die Stadt Mikasuki. Von dieser Stadt kommt der Name der Miccosukee-Indianer.« [94]

In Britisch Kolumbia (Pazifikküste, Kanada) berichten die Salishan-Indianer: »Einmal wollten die Menschen einen Krieg gegen die Himmelmenschen beginnen ...« [95]

Ebenfalls in Kanada leben die Ojibway-Indianer (Ontario, Kanada). Sie überliefern, sie würden zur Gesellschaft der »Himmelmenschen« gehören. [96] Diese »Himmelmenschen« sind »keine Engel, aber Indianer mit hellerer Hautfarbe, bekleidet mit scharlachroten Tunikas und Kapuzen«.

Von »himmlischen Lehrmeistern« [97, 98] reden selbstverständlich auch die Hopi-Indianer (Arizona, USA). Sie stellen diese Lehrmeister sogar in Form von Puppen dar. Heute noch.

Das waren nur einige Beispiele vom nordamerikanischen Kontinent, doch werde ich das Gefühl nicht los, die gelehrten Maya-Spezialisten betrachten ihre »Quetzal-Schlange« als ein Unikum. Aus jahrtausendealten Überlieferungen von anderen Kulturen erscheint mir klipp und klar, dass die ehemaligen Götter (= Außerirdischen) unsere Vorfahren in verschiedenen Bereichen unterwiesen. Auch in der Astronomie. Dafür gibt es sogar Augenzeugen, die seinerzeit dabei waren und ihre Erlebnisse aufschrieben. [99]

Die Maya-Kalenderräder

Mit dem Maya-Kalender – entzifferbar dank Diego de Landas »Grundlagenforschung« – kommt die nächste Verrücktheit dieses

Urwaldvolkes auf uns zu. Die kleinste Einheit war eine »Woche« mit 13 Tagen. Man stelle sich ein kleines Rad mit 13 Zähnen vor, in dem die Maya-Zahlen von eins bis 13 eingraviert sind. Als Nächstes kam ein »Monat« von 20 Tagen – in unserer Vorstellung ein Zahnrad mit 20 Zähnen. Jetzt füge man das kleine und das größere Zahnrad zusammen und markiere mit einem Stift die Null-Position – beim kleinen Zahnrad der Punkt für »eins«, beim großen das Maya-Wort »Imix«. Nach 13 Umdrehungen landen beide Zahnräder wieder in der Startposition. Insgesamt sind 260 Zähne abgelaufen = ein Maya-Jahr mit 260 Tagen.

Aber – jeder weiß es – ein Jahr hat doch keine 260 Tage, sondern deren 365. Mit einem 260-Tage-Kalender lässt sich auf unserer Erde überhaupt nichts anfangen. Da ist nie Frühling oder Herbst, kein festes Datum für Aussaat oder Ernte. Es ist bis heute schleierhaft, weshalb die Maya ein 260-Tage-Jahr anwendeten. Deshalb nannten sie es wohl das »Götterjahr« oder »das heilige Jahr«. Bei den Maya hieß es »*Tzolkin*«. Nach dem Rhythmus des »*Tzolkin*« fanden alle religiösen Rituale statt, sämtliche heiligen Daten ließen sich im »*Tzolkin*« ablesen. Für den Alltag oder den Ackerbau war der »*Tzolkin-Kalender*« unbrauchbar.

Das wussten die Maya-Astronomen auch, schließlich war ihnen die Umlaufbahn der Erde um die Sonne mit einer unfassbaren Präzision bekannt. Sie hatten die Dauer (Länge) unseres Jahres mit 365,242 129 Tagen berechnet. Diese Zahl ist genauer als die unseres Kalenders. Zum Vergleich:

- Julianischer Kalender = 365,250 000 Tage.
- Gregorianischer Kalender = 365,242 500 Tage.
- Maya-Kalender = 365,242 129 Tage.
- Absolute astronomische Berechnung = 365,242 189 Tage.

Hinter der Zahl »365« kleben stets Kommastellen. Bei unserem Kalender wird die Abweichung von der absoluten astronomischen

Berechnung durch die alle vier Jahre zelebrierten Schaltjahre korrigiert – dann, wenn die am vertrackten 29. Februar Geborenen endlich Geburtstag feiern können. Die Maya machten es anders: Sie fügten ihrem Kalender alle 52 Jahre 13 Tage dazu und schafften es mit diversen Zusatztricks, den präzisesten Kalender der alten Welt anzuwenden.

Zu den zwei Zahnrädern, die das »Tzolkin-Jahr« von 260 Tagen ausmachten, muss nun ein drittes, größeres Zahnrad mit 365 Zähnen hinzugefügt werden. **(BILD 76)** Die Maya nannten den 365-Tage-Kalender »Haab«. Jetzt nochmals das Spiel mit den drehenden Zahnrädern, diesmal muss durch die Null-Position aller drei Räder ein roter Strich gezogen werden. Wie lange dauert es, bis alle Zahnräder wieder in der Startposition ankommen? (Um den Vorgang zu vereinfachen, habe ich bei Bild 76 neben den Maya-Wörtern deutsche Vornamen eingesetzt.)

Es sind 18 980 Zähne oder Tage. Praktisch hat sich das 365-Zähne-Rad 52 Mal gedreht, das 260-Tage-Rad hingegen 73 Mal.

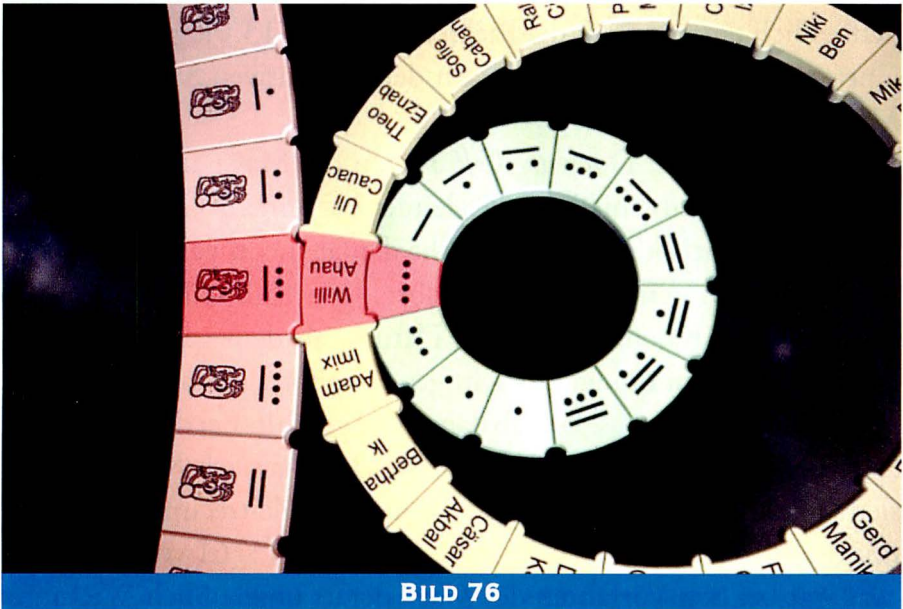


BILD 76

Das bedeutete für die Maya: 52 irdische Jahre ergeben 73 Götterjahre. Die Maya-Forschung prägte für diese Periode den Begriff »calendar round«.

Doch die Maya rechneten mit viel größeren Kalenderzahlen als den 18 980 Tagen des »calendar round«. Da gab es Kalenderberechnungen von 23 040 000 000 Tagen oder 64 109 589 Jahren. Einige Inschriften reichen gar 400 Millionen Jahre in die Vergangenheit zurück. Wie war das möglich bei einem »calendar round«, der doch nur 18 980 Tage aufwies? Die Lösung bestand in einem vierten, noch größeren Zahnrad – in der Maya-Forschung »long count« (= die lange Zählung) genannt. Diese vier Zahnräder beginnen in der Startphase mit den ominösen Eingangsglyphen »4 Ahau 8 Cumhu«, dem Startschuss des gesamten Maya-Kalenders. Doch *wann* in der Zeitlosigkeit hatte »4 Ahau 8 Cumhu« stattgefunden? Wann begann der Maya-Kalender, umgerechnet auf unseren Kalender?

Dieses Fragezeichen raubte Generationen von Forschern den Schlaf. Aufgrund von religiösen Festlichkeiten der Maya, die *nach* der spanischen Eroberung stattfanden, konnte man zurückrechnen. Schließlich einigten sich die Fachleute auf den 13. August 3114 vor Christus. Dieses Datum entsprach dem definitiven Startpunkt des Maya-Kalenders.

So weit, so gut. Doch *weshalb* hatten die Maya am 13. August 3114 vor Christus mit ihrem Kalender begonnen? Genau genommen gab es nach klassischer Ansicht damals noch gar keine Maya. Das Startdatum ist älter als sie selbst. Jede Kultur hatte und hat ihren eigenen Kalender, und das Datum, ab dem gerechnet wird, markiert stets ein unsagbar wichtiges Ereignis. Bei uns Christen ist es die Geburt von Jesus. Erst ab dann wird gezählt. Bei den Muslimen ist es der Tag, an dem Mohammed von Mekka nach Medina übersiedelte (622 nach Christus) und die jüdische Zeitrechnung beginnt mit der Erschaffung der Welt vor 5770 Jahren (3761 vor Christus). Was war bei den Vorfahren der Maya derart unglaublich Wichtiges

geschehen, dass sie mit ihrer Kalenderzählung am 13. August 3114 vor Christus begannen?

Die Maya haben es überliefert. Festgehalten im *Buch der Jaguarpriester*, einem der sogenannten *Chilam-Balam*-Bücher, das erst nach der spanischen Eroberung entstand. Die Spanier hatten es nicht geschafft, alle Priester zu ermorden. Einigen gelang die Flucht. In ihren Verstecken schrieben sie auf neuem Papier ihr altes Wissen auf. So entstanden diese *Chilam-Balam*-Bücher. Dort ist nachzulesen [100]:

»Sie stiegen von der Straße der Sterne hernieder ... Sie sprachen die magische Sprache der Sterne des Himmels ... Ja, ihr Zeichen ist unsere Gewissheit, dass sie vom Himmel kamen ... Und wenn sie erneut herniedersteigen werden, die 13 Götter und die neun Götter, werden sie neu ordnen, was sie einst schufen.«

Im dritten Kapitel habe ich mich über die Sprache, ihren Sinn und die Veränderungen der Laute ausgelassen. Bei dem Zitat aus dem *Buch der Jaguarpriester* dürfte selbst dem hinterletzten Laien klar werden, dass das Wörtchen »Himmel« durch den Begriff »Weltall« zu ersetzen ist.

Aus *irdischen* Gründen, etwa für Saat und Ernte, ergeben die gigantischen Maya-Zyklen überhaupt keinen Sinn. Wohl aber im Denken der Maya. Nach 37 960 Tagen beispielsweise gelangten die Götter auf ihrer Reise zum großen Rastplatz. Derartige Aussagen auf die »Quetzal-Schlange« (= Raumschiff) zu übertragen kann einen Sinn ergeben – es bleibt aber total sinnlos, wenn die »Quetzal-Schlange« als simpler »Quetzal-Vogel« betrachtet worden wäre.

Bolon Yokte kehrt zurück

Nachdem der Startschuss des Maya-Kalenders mit dem 13. August 3114 vor Christus festgenagelt ist, kann das Spiel mit den Zahnrä-

dern erneut beginnen. Wie lange dauert es denn, bis sämtliche Zahnräder des »long count« wieder in der Startposition landen? Im Computerzeitalter eine rechnerische Kleinigkeit. Das Startdatum ist bekannt, die Zahl aller Zähne der Räder ebenfalls. Umgerechnet auf unseren Kalender läuft der Maya-Kalender am 23. Dezember 2012 aus. Dann sollen die Götter von der großen Reise zurückkehren. Nichts anderes vermeldet die Inschrift auf dem Monument Nr. 6 von Tortuguero – siehe den Anfang dieses Kapitels. »Bolon Yokte« zeigt sich wieder.

Eine der Stammgöttinnen der Maya wird von den Fachleuten »Lady Biest« genannt. Ihr Geburtsdatum entspricht unserem 7. Dezember 3121 vor Christus. Das sind sechs Jahre, *bevor* der Maya-Kalender begann. Nicht nur »Lady Biest« ist *vor* dem Startdatum des Maya-Kalenders auf die Erde gekommen, sondern auch diverse andere Götter. Im Tempel Nr. XIV von Palenque taucht »Bolon Yokte« mit einer Tat auf, die sogar am 29. Juli 931 449 vor Christus stattfand. Wie kommt dieses Datum zustande, nachdem die Maya-Zählung doch erst am 13. August 3114 vor Christus begann?

Der Kalender startete zwar am 13. August 3114 vor Christus, doch verwendeten die Maya eine spezielle Glyphe, um anzuzeigen, was sich *vor* oder nach dem Beginn ihres Kalenders abspielte. Genau so, wie wir in unserem Kalender Dinge mit dem Kürzel »vor Christus« (v. Chr.) markieren, um anzuzeigen, was vor dem christlichen Kalender los war. Die Frage aller Fragen aber lautet: Was geschieht am 23. Dezember 2012? Steigen tatsächlich »Bolon Yokte« und andere der Maya-Götter zur Erde hernieder? Erleben wir in wenigen Jahren einen Götterschock? Wie soll man sich darauf vorbereiten?

Vorbereiten? Ich empfehle dieses Buch! Was sonst? Und der 23. Dezember 2012? Wird dieser Tag zur Katastrophe für die Menschheit? Zuerst einmal müsste das Datums narrensicher sein, und genau das ist es trotz der Maya-Zahnräder nicht. Unter den Maya-Spezialisten wurden jahrelange Dispute ausgefochten, *wann*

der Maya-Kalender begonnen habe. Von 8498 vor Christus bis 3114 vor Christus war alles möglich. Einig blieben sich die Fachleute nur darin, dass es zu keinem Zeitpunkt des angepeilten Null-Datums überhaupt Maya gegeben hatte. Man legte sich schließlich auf den 13. August 3114 vor Christus fest, weil religiöse Maya-Daten noch zu Zeiten der spanischen Eroberer nachgerechnet werden konnten. Also stimmt der Startschuss unwiderruflich? Ich würde keinen Eid darauf schwören.

Fehlberechnung?

Wie verhält es sich eigentlich mit unserem Kalender? Ich tippe dieses Buch im Jahre 2009 in den Computer – so viele Jahre sollen seit der Geburt von Jesu im Stall von Bethlehem verstrichen sein. Angenommen, die frühen Christen hätten erst 20 Jahre *nach* der Geburt von Jesu mit der Zählung begonnen, so würden in unserem Kalender 20 Jahre fehlen. 20 Jahre, die nirgendwo existieren. Die Zahl 2009 wäre falsch. Die Umrechnung des Maya-Kalenders auf unseren Kalender beruht nicht auf effektiv verstrichenen Jahren, sondern auf *Jahreszahlen*. Die Zahl 2009 ist nur eine Ziffer, die den tatsächlich verstrichenen Jahren nicht unbedingt entsprechen muss. Wenn die Zahl 2009 nicht stimmt, weil verflossene Jahre »verschluckt« wurden, so muss auch die Zahl 2012 falsch sein. Wir wissen nicht einmal mit Sicherheit, welche Kalenderkorrekturen im frühen Mittelalter vorgenommen wurden.

Unterstellt, die frühen Christen hätten 20 Jahre unterschlagen, so müsste das korrekte Jahr heute, wenn es *tatsächlich verflossene* Jahre und nicht *Jahreszahlen* wären, nicht 2009 lauten, sondern 2029. Dann würde auch das errechnete Startdatum von 3114 vor Christus nicht stimmen. Weshalb? Weil sich die Berechnungen auf *Jahreszahlen* und nicht auf effektiv verflossene Jahre berufen. Die

Berechnungen laufen »ab« Christi Geburt oder »vor« Christi Geburt. Doch bei »ab« oder »vor«, stets wären die 20 »verschluckten« Jahre nicht Bestandteil der Rechnung. Würden 20 Jahre nach Christus fehlen und in Wahrheit wären seither 2029 Jahre verstrichen, so läge das ominöse Jahr 2012, an dem die Götter wiederkehren sollten, bereits hinter uns. Wie wir wissen, ist aber nichts passiert – sieht man von einigen wissenschaftlich recht gut gesicherten UFO-Ereignissen ab. [101] Also alles Mumpitz?

Nein. Die sogenannten Götter der Antike, jene Lehrmeister, die unsere steinzeitlichen Vorfahren unter anderem auch in Astronomie unterwiesen, *werden* wiederkommen. Darüber weiß ich zu viel. Bloß darf man sich nicht auf den 23. Dezember 2012 festlegen. Nicht nur die bereits aufgezählten Kulturen und Religionen kennen den Wiederkunftsgedanken, sondern mehr oder weniger die gesamte antike Welt, von Jahrtausenden bis in die Gegenwart.

Die Christen warten auf die Wiederkunft von Jesus. Nachzulesen beim Evangelisten Markus (13, 26 f.):

»Und dann wird man den Sohn des Menschen auf den Wolken kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit.«

Mahdi bei den Muslimen

Nicht anders bei den Muslimen: Sie erwarten die Rückkehr des Mahdi. Die Imame – das sind die Vor-Lehrer des Islam – versichern immer wieder, es sei falsch, über den Zeitpunkt der Rückkehr des Mahdi zu spekulieren, denn dies sei ein Geheimnis, das ausschließlich Allah kenne. Einmal erkundigte sich ein Fremder beim fünften Imam, al-Baqir, nach den Zeichen vor der Wiederkunft des Mahdi. Der Imam antwortete [102]:

»Es wird sein, wenn die Frauen sich wie die Männer benehmen und die Männer sich wie die Frauen; und wenn die Frauen mit

gespreizten Beinen auf gesattelten Pferden sitzen. Es wird dann sein, wenn falsche Zeugenaussagen angenommen und wahre Zeugenaussagen verweigert werden; dann, wenn Männer das Blut anderer Männer aus nicht-haltigen Gründen vergießen, wenn sie Unzucht treiben und das Geld der Armen verschleudern.«

Nach diesen Kriterien hätte der Mahdi eigentlich längst eintreffen sollen. Doch – so islamische Gelehrte – zuerst müssen 60 falsche Männer auftauchen, die sich als Propheten ausgeben. Es entzieht sich meiner Kenntnis, wie viele falsche Propheten es schon gab, doch die Zahl 60 dürfte längst überschritten sein. In der islamischen Literatur herrscht völlige Uneinigkeit über das WANN und WO dieser Wiederkunft. Der Mahdi ist der oberste Führer der letzten Tage. Er kommt »in der dreiundzwanzigsten Nacht des Fastenmonats Ramadan« [103]. Diese Nacht »ist die Nacht der Macht, in welcher der heilige Koran enthüllt wird und die Engel Allas herniedersteigen«.

Auch die jüdische Weltreligion kennt die Wiederkunftserwartung. Seit über fünf Jahrtausenden erhoffen sich die gläubigen Juden die Wiederkunft ihres Messias. Sie haben Jesus nie als Messias angesehen.

Dasselbe gilt für die altiranische Religion der Parsen. Das *Avesta* – der Begriff bedeutet »Grundtext« oder »Unterweisung« – beinhaltet die religiösen Texte der Parsen; das sind die Anhänger Zarathustras. [104] Zarathustra selbst soll einst unbefleckt empfangen worden sein. Die Überlieferung lehrt, ein Berg, umflutet von reinem Licht, habe sich vom Himmel herabgesenkt. Aus dem Berg trat ein Jüngling, der den Embryo von Zarathustra in den Bauch seiner Mutter pflanzte. Bruchstücke dieser alten Religion sind in Keilschriften erhalten, die die Könige Dareios der Große (558–486 vor Christus), sein Sohn Xerxes (um 519–465 vor Christus) und der Enkel Artaxerxes (um 424 vor Christus) anfertigen ließen. Der höchste Gott heißt »Ahura Mazda«. Dargestellt wird er als Ring mit

Flügeln, der über dem Weltgeschehen thront (**BILD 77**), ähnlich der geflügelten Sonnenscheibe in Ägypten.

Alle Götter kehren wieder!

Nach den Schriften der Parsen ist der Fixsternhimmel in verschiedene Sternhaufen unterteilt, die von unterschiedlichen Heerführern geleitet werden. Dabei kann es recht militant zugehen, denn es wird von Soldaten der Sternensysteme berichtet, die im Universum ihre Schlachten ausfochten. Die *Quadrige solis*, der vierspännige Wagen mit geflügelten Pferden, hat ihren Ursprung im iranischen Kulturkreis. [105, 106] Dort lenken die Götter der jeweiligen Planeten den Sonnenwagen. Im *Yascht* – einer Unterabteilung des *Avesta* – ist in Kapitel 10, Vers 67 nachzulesen: »... der auf einem himmlisch geschaffenen Wagen dahinfliegt, aus dem Lande Arzahi ins Land Xanira ... Weiße, lichte, leuchtende, kluge, kundige schattenlose durch die himmlischen Regionen fahrend ...« – »An diesem Wagen



BILD 77

ziehen vier Renner, weiße, einfarbige, himmlische Nahrung Essende, Unsterbliche ...« (Kap. 10, Vers 125)

Das Weltall ist voll von derartigen Fluggeräten, und die Unterschiede zwischen Begriffen wie »Pfeil«, »Vögel«, »Wolken«, »himmlische Nahrung« und »himmlisch geschaffene Wagen« lassen den Schluss zu, dass die Parsen sehr wohl wussten, wovon sie sprachen.

Selbstverständlich erwarteten auch die Parsen die Wiederkunft ihrer Götter. [107] »Lichtwesen« sollen vom Himmel herniedersteigen. Zarathustra persönlich befragt seinen Gott Ahura Mazda über die Endzeit und erfährt, »All-Überwinder« würden vom Himmel kommen. Sie sind unsterblich, ihr Verstand ist vollkommen. Bevor diese Helfer am Firmament auftauchen, verfinstert sich die Sonne, Erdbeben erfolgen, es erheben sich mächtige Sturmwinde und ein Stern fällt vom Himmel. Nach einer fürchterlichen Schlacht breche ein neues, goldenes Zeitalter an. Die Menschheit werde dann in der Heilkunde derart erfahren sein, »dass sie, selbst hart am Tod, doch nicht stirbt«.

Der Unterschied zwischen den Erlösern anderer Religionen ist auf Anhieb nicht gravierend, außer, dass diesmal die »All-Überwinder« als Retter auftauchen. Auf sie hatte man gewartet, auf die Götter aus dem Sternenzelt.

Im Hinduismus ist wegen der Vielzahl der Götter alles komplizierter. Ursprünglich soll es eine Welt ohne Begierden und Wünsche gegeben haben, ein Ort des Glücks, den wir uns kaum vorstellen können. Dieser Zustand dauerte so lange, bis negative Geister, doch auch Götter, die Menschen verwirrten. In den Göttern sah man zwar übermächtige und unsterbliche Wesen von gewaltiger Macht, dennoch zeigten sich die meisten menschlich und hatten eine persönliche Natur. Allen voran stand der Fürst des Weltalls, der alles regierte.

Im *Vanaparvan* – das ist ein Bestandteil des altindischen *Mahabharata* (Kap. 168–173) – werden als Wohnstätten dieser Götter

regelrechte Weltraumstädte genannt, die hoch über der Erde ihre Runden drehten. Und diesmal ist mit Sicherheit jede religionspsychologische Betrachtung falsch. Die nachfolgende Zitate belegen es.

Im Band *Drona Parva* (ebenfalls Bestandteil des *Mahabharata*) ist auf Seite 690 in Vers 62 nachzulesen, wie drei vorzüglich gebaute Weltraumstädte die Erde umkreisten. Es kam zum Krieg der Sterne [108]:

»Civa, der diesen vorzüglichen Wagen flog, der aus all den himmlischen Kräften zusammengesetzt war, bereitete sich auf die Zerstörung der drei himmlischen Städte vor ... Als dann die drei Städte *am Firmament zusammentrafen* [Hervorhebung EvD], durchbohrte sie Gott Mahadeva mit seinem schrecklichen Strahl aus dreifachen Gürteln ...«

Der Text ist 1888 aus dem Sanskrit ins Englische übersetzt worden. Kein Mensch konnte damals eine Ahnung von Mutterraumschiffen (= Städte am Firmament) haben. Und wer einwendet, mit »himmlische Städte« seien eben heilige Orte auf der Erde gemeint gewesen, scheidet unweigerlich an der klaren Feststellung der *drei Städte am Firmament*. Zudem würde die Zerstörung von Städten »am Firmament« irgendeine heilige Stadt auf Erden ausschließen. Der Kern der Überlieferung – Schlachten am Himmel, der Kampf unter den Göttern – ist das Entscheidende, das die psychologisch motivierten Himmelsvorstellung von Forschern der Alten Schule zur Farce werden lässt. Auch der immer wieder vorgebrachte Einwand, Menschen hätten nun mal das Bedürfnis nach einem »Erlöser« oder einer sonstwie gearteten »himmlischen Figur« gehabt, sticht angesichts der Fülle der dokumentierten Fälle nicht. Die Aussagen sprechen für sich.

Selbstverständlich kennen auch die Hindus den Wiederkunftsgedanken. So soll Gott Vishnu dereinst als Krishna wiedergeboren werden und die Erde aus ihrem Schlamassel retten.

Älter als Buddha

Der Vorläufer des Buddhismus ist die Religion der Jaina: der Jainismus. Nach ihrer Lehre ist das gegenwärtige Zeitalter nur eines von vielen (wie bei den Maya und anderen). Einst stiegen sogenannte *Tirthamkaras* vom Himmel. Der Erste war »Rishabha«, und der besuchte unseren Planeten vor sagenhaften 8 400 000 Jahren. [109] Bei derartigen Lehrmeistern aus dem Weltall dürfen astronomische und astrophysikalische Erkenntnisse vorausgesetzt werden. Demzufolge kennen die Jaina astronomische Daten, die wir nicht verstehen. Ihre Lehre sagt, die Dimensionen des Universums könnten gemessen werden. Als Maßeinheit dient das *Rajju*. Das ist die Strecke, die die Götter innerhalb von sechs Monaten durchfliegen, wenn sie pro Augenblick 2 057 152 *Yojanas* zurücklegen. (Auch wir kennen solche Begriffe. Was ist ein Lichtjahr? Die Strecke von 9 500 000 000 000 Kilometern.) Bei den Jaina ist das gesamte Universum mit Leben ausgefüllt, das ungleichmäßig über den Sternenhimmel verteilt ist. In der Jaina-Vorstellung gibt es auf allen Planeten, die nicht zu heiß oder zu kalt sind, primitive Lebewesen und Pflanzen, jedoch nur auf bestimmten Planeten »Wesen mit willkürlichen Bewegungen« [110].

Und die Wiederkunft? Da geht es wahrhaftig fantastisch zu. Im Götterhimmel namens »Kalpas« soll es herrliche fliegende Paläste geben, die die Größe ganzer Städte ausmachen. Diese Himmelsstädte sind stockwerkartig übereinander angeordnet, und zwar so, dass vom Zentrum jedes Stockwerkes aus die *Vimanas* (= Himmelswagen) in alle Richtungen ausfahren können. Ist nun ein Zeitalter abgelaufen und ein neuer *Tirthamkaras* geboren worden, so erklingt im Hauptpalast des Götterhimmels eine Glocke. Sie bewirkt, dass in allen anderen 3 199 999 Himmelspalästen ebenfalls eine Glocke zu schrillen beginnt. Dann versammeln sich die Götter, teils aus Liebe zu den *Tirthamkaras*, teils aus Neugierde. Und in einem gewaltigen

fliegenden Palast besuchen diejenigen, die es möchten, unser Sonnensystem. Und auf der Erde beginnt ein neues Zeitalter.

Gleiche Zahlen, woher?

Im Buddhismus soll irgendwann der erhabene Metteyya (auch Maitreya genannt) auf der Welt erscheinen, der perfekte Buddha. Wobei im Buddhismus mit geradezu irrsinnigen Zahlen – den sogenannten Yugas – operiert wird. [103] Absolut verblüffend dabei sind die Übereinstimmungen mit völlig anderen Urquellen. Die Zahl 4 320 000 des *Maha-Yuga* (= großes Zeitalter) ist identisch mit der des dritten vorsintflutlichen Urkönigs »En-me-en-lu-an-na«. Der herrschte zwölf *Sar* und das sind 43 200 Jahre. Nachzulesen auf der babylonischen Königsliste »WB 444« (heute im Britischen Museum, London). Wie passt das zusammen? Oder die Zahl 288 000 des *Deva-Yugas*. Sie entspricht der Ziffer des sechsten Urkönigs mit dem Namen »En-sib-zi-an-na«. Der schaffte immerhin acht *Sar*, und das sind 28 800 Jahre. Die Zahlen sind dieselben, nur bei den Nullen sind es mal mehr, mal weniger. In Griechenland findet man den Hinweis auf ein sogenanntes »Weltzeitalter« beim Dichter Heraklit. Er nennt die Zahl 10 800 000 Jahre. Dieselbe Zahl entspricht der zweiten Periode der sumerischen Urkönige, nämlich 30 *Sar* oder 108 000 Jahre.

Die Zahlenspielerei belegt das Gemeinsame, das allem zugrunde liegt. Es muss irgendwann in grauer Vorzeit so etwas wie eine einheitliche Quelle gegeben haben, anders sind die Verwandtschaften nicht erklärbar. Dieser gemeinsame Ursprung kann nur sehr tief in der Vergangenheit liegen; wäre es anders, wüssten die Geschichtsbücher davon.

Bei meiner Konzentration auf den Wiederkunftsgedanken hilft mir die Psychologie keinen Deut weiter. Kein Grundmuster aus der

psychologischen Schublade erklärt dieselben Zahlen, dieselben Attribute – Rauch, Feuer, Beben, Lärm – beim Herniedersteigen der Götter oder die in alten Texten vollzogenen künstlichen Befruchtungen. Zum Vergleich: Die katholischen Christen glauben, Jesus sei von Maria unbefleckt empfangen worden. Doch das Motiv der unbefleckten Empfängnis ist Jahrtausende älter. Sämtliche großen Götter und Gottkönige der Antike mussten unbefleckt empfangen worden sein. Darunter mag auch etwas Wichtigtuerei der Königshäuser fallen, denn schließlich durfte kein Herrscher weniger wert sein als irgendein Vorgänger. Doch die Ursache dieses Glaubens beruht auf einer einstigen Wirklichkeit. Die Götter (= ETs) *haben* künstliche Befruchtungen vorgenommen. Selbst der Ursprung des ägyptischen Königshauses ging auf die Götter zurück. Die alten Geschichtsschreiber, jene, die vor Jahrtausenden arbeiteten, berichten ausnahmslos von einem Geschlecht der Götter, aus dem die ersten Könige hervorgegangen seien. Erst von den Göttern lernten die Menschen die Künste, die Astronomie, die Anfertigung von Werkzeugen oder die Bebauung des Bodens. Auch die Sprache und die Schrift stammten von diesen hilfreichen himmlischen Wesen [111]:

»Von diesen nämlich sei zuerst die allen verständliche Sprache gegliedert und ausgebildet worden und vieles mit Namen belegt, wofür man bis dahin noch keinen Ausdruck hatte ...«

Die Gegenwartswissenschaft ignoriert diese Berichte. Es wird nichts nützen, es sind zu viele. Auch in den apokryphen Texten ist von »himmlischen Lehrmeistern« die Rede, auch wenn sie »gefallene Engel« tituliert werden. [112]. Dort, im Dunstkreis der jüdischen Überlieferung, wimmelt es geradezu von auserwählten Typen, deren Same nicht irdischer Herkunft war. Man hört das zwar nicht gern und behandelt derartiges Gedankengut mit spitzen Fingern. Und flugs wird Erich von Däniken auch noch mit idiotischen Rassisten in Verbindung gebracht, als ob ich die Idee des »himmlischen

Samens« und der »Auserwählten« erfunden hätte. Zur Klarstellung für diejenigen, die's immer noch nicht begriffen haben: Diese ganze Gedankenwelt ist nicht auf meinem Mist gewachsen – sie stammt in schnurgerader Linie aus exakt den Büchern, die für viele Völker heilig sind.

Noah, ein Kind der ETs

So war Noah, der Überlebende der Sintflut, nicht irgendwer. Zwar wird als irdischer Vater »Lamech« genannt, nur hat Lamech seinen Sohn nie gezeugt. Dies kann jedermann in der »Lamech-Rolle« – einer der Schriftrollen vom Toten Meer – nachlesen. [113] Dort erfährt man, Lamech sei eines Tages von einer Reise zurückgekehrt, die mehrere Monate dauerte. Wieder im heimischen Zelt, fand er einen Buben vor, der nicht in seine Familie passte. Er hatte andere Augen, eine andere Haarfarbe und auch noch eine andersfarbige Haut. Wütend ging Lamech zu seiner Frau, doch die schwor bei allem, was ihr heilig sei, sie habe weder mit einem Fremden geschweige denn mit einem Soldaten oder gar einem der *Söhne des Himmels* Geschlechtsverkehr gehabt. Besorgt machte sich Lamech auf den Weg, um seinen eigenen Vater um Rat zu fragen. Das war kein anderer als Methusalem. Auch der wusste nicht weiter und bemühte sich um Rat bei seinem Vater, also Lamechs Großvater. Das war Henoch, der siebte vorsintflutliche Prophet. Henoch sagte seinem Sohn Methusalem, er solle Lamech mitteilen, dieser möge das fremde Knäblein als sein eigenes anerkennen. Die »Wächter des Himmels« hätten den Samen in den Schoß seiner Frau gelegt, ohne sie sexuell zu missbrauchen. Das Kuckucksei sei zum Stammvater des neuen Geschlechtes nach der Flut bestimmt. Lamech möge den Knaben Noah nennen. Das tat er dann auch.

Was hat die köstliche Geschichte mit der Wiederkunft der Götter zu tun? Die Episode zeigt, dass bereits Henoch – Lamechs Großvater! – über die kommende Flutkatastrophe informiert war. Die Flut war kein Naturereignis, sondern geplant. Das teilt »der Höchste« (= Raumschiffskommandant) dem Henoch sogar persönlich mit. [114] Und wer besorgte die künstliche Befruchtung von Lamechs Gattin? Dieselben Raumfahrer, die übrigens Henoch in mehreren Bereichen der Wissenschaft unterwiesen und ihn in einem »feurigen Wagen« von der Erde mitnahmen. Henoch soll nach langer Zeit »wieder zur Erde zurückkehren« [115].

Auch Gesar kam vom Himmel

In seinem blitzsauber dokumentierten Buch über das Alte Tibet belegt Willi Grömlin die außerirdische Herkunft des tibetanischen Urkönigs. [116] Gesar hieß der Typ, der ein fliegendes Gerät besaß, die Menschen unglaublich beeindruckte und sogar einen außerirdischen Gegenstand auf die Erde brachte: den Dorje. Das war eine Mehrzweckwaffe. Modellhafte Nachahmungen liegen in tibetanischen Tempeln. **(BILD 78)** Diese Außerirdischen brachten unverständliche Schriften vom Himmel zur Erde. Einige davon sind in einer Höhle versteckt worden »für die spätere Zeit, in der sie verstanden werden« [117]. Die Urkönige Tibets kamen aus dem Weltall. Dorthin entschwanden einige wieder – um in einer fernen Zukunft zurückzukehren. Was sonst?

Eigentlich geht es um die Rückkehr der Götter aus der Mayawelt. Doch die Maya waren mit ihren Vorstellungen nie allein – ob sie es wussten oder nicht. Die Erwartung der Wiederkunft irgendwelcher Götter bleibt eine unumstößliche Tatsache. Weltweit. Christen und Juden erwarten den Messias, Muslime den Mahdi, lediglich ein anderes Wort für die Messiasgestalt. Ein gewöhnlicher Mensch,

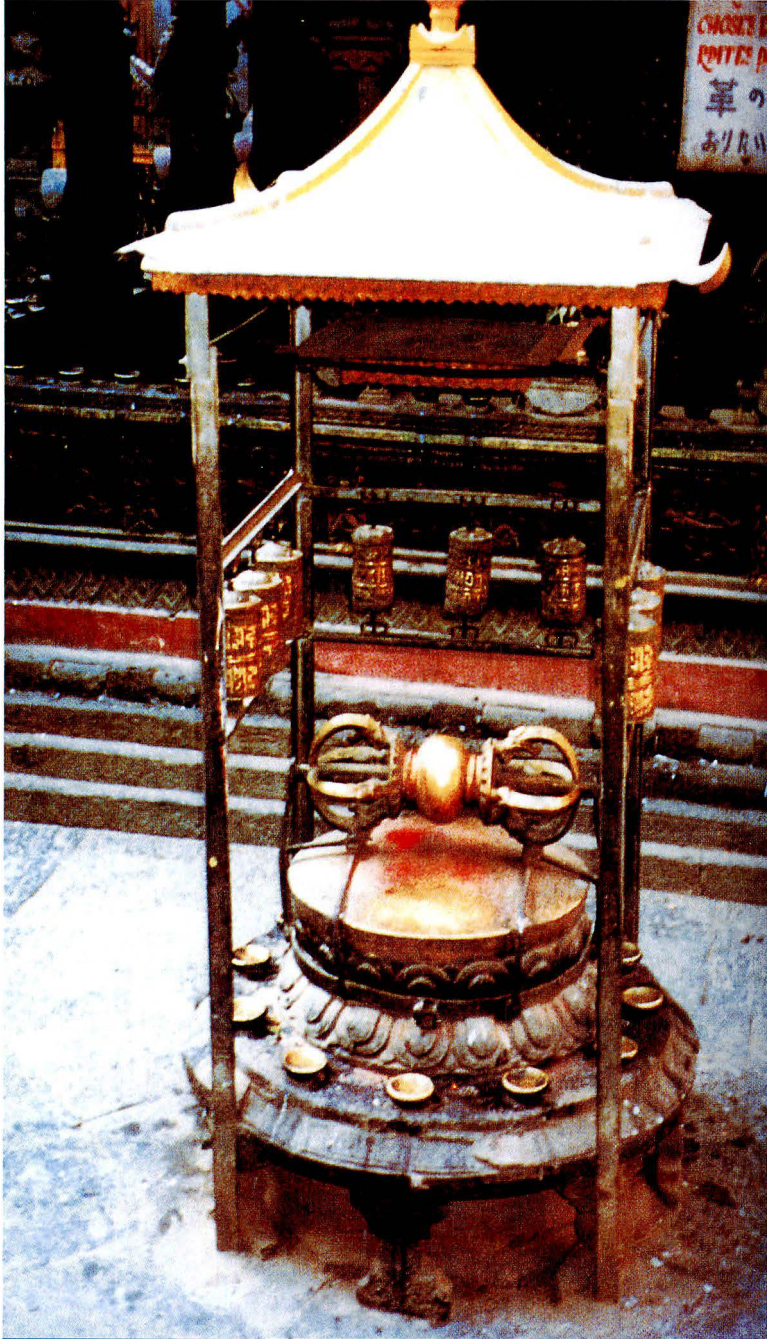


BILD 78

der sich später zum König aufschwingt, kann nicht zum Messias werden, denn schon das Wort »Mensch« ist vollkommen ungeeignet, um den Messias zu erklären. Prof. Dr. Hugo Gressmann, anerkannter Exegete für das Alte Testament, analysierte [118]:

»Beides – Mensch und Messias – ist vielmehr ausgeschlossen; denn der Messias erscheint wie ein himmlisches Wesen. Überdies gilt er als prä-existent. Er existierte schon, bevor es Menschen gab.«

Es können ehrlicherweise nicht alle Religionen recht haben. Einige müssen sich doch irren, oder? Wie wär's, wenn sich alle irren? Das Motiv der Wiederkunft gehört weder den Maya, den Inka, den Ägyptern, den Tibetanern, den Buddhisten, den Christen, den Muslimen, den Juden noch sonst wem auf der Erde. Die Wiederkunftserwartung ist globaler Natur und beruht auf einem Versprechen, das die Außerirdischen vor Jahrtausenden unseren Vorfahren gaben. Wir kommen wieder!, sagten sie einigen Schülern. Die Maya haben dies wörtlich überliefert und dafür ein Datum festgenagelt – den 23. Dezember 2012. Sofern unser Kalender stimmt, könnte man sich auf das Maya-Datum verlassen.

Sie kommen wieder!

Absolut sicher verlassen kann man sich aber auf die Wiederkunft jener ETs oder ihrer Nachfahren. Das ist belegbar. Umso mehr ist mir unverständlich, weshalb diese schlichte Wahrheit in unserer Gesellschaft einen derartigen Lärm verursacht, weshalb Ethnologen sie entrüstet ablehnen. Warum die Ablehnung von religiöser Seite betrieben wird, ist klar. Die bisherigen Exegeten haben nur Verwirrung gebracht. Sie haben – bei allem wissenschaftlichen Respekt für die fleißigen Übersetzer der alten Texte – schlichtweg zu nichts geführt. Es wird weiterhin von Widersprüchen nur so wimmeln, weil die Ausgangshypothese falsch ist. »Quetzal-Schlange« ist gerade

ein Wort in einer Litanei von Begriffen, die sinnlos sind und sinnlos bleiben, solange die Psychologie erhalten muss, um die banalsten Dinge zu zerreden. In meinem Buch *Der Götterschock* [119] glaube ich sauber belegt zu haben, wie unsere Vorfahren dazu kamen, hinter technischen Geräten etwas »Göttliches« zu sehen. Nachvollziehbar für Blinde. Und wie ich von meinen weltweiten Lesern erfahre, haben die es verstanden. Nur die eigentlich zuständige Wissenschaft will nichts verstehen. Die Vorurteile vernebeln den Verstand derart, dass man sich nicht mal an einen »Däniken« heranwagt.

Nicht nur die sogenannten Götter kehren zurück, sondern zur soliden Unterstützung jener Wesen aus dem All auch noch Schriften und Gegenstände, die auf der Erde deponiert wurden. Dies vor Jahrtausenden und erst noch absichtlich. Jene sagenhaften Lehrmeister haben nicht ihren gesamten Krempel eingepackt, als sie abreisten, sie ließen – weit in die Zukunft blickend – ein paar Dinge hier. Unzerstörbar eingelagert. Wozu sollten sie etwas derartig Banales, ja geradezu »Menschliches«, tun? Damit sich in der Zukunft beweisen lässt: Wir (oder unsere Vorfahren) waren schon von Jahrtausenden da. Damals haben wir jene Dinge zurückgelassen. WO? In Tibet, wo die in einer Höhle für die Zukunft deponierten Schriften und Gegenstände jener Götter lagern. Beschrieben in Willi Grömlings Buch ab Seite 263. [116] In Ägypten in den Räumen unter der Großen Pyramide und der Sphinx sowie unter dem »Osirion« in Abydos. Schließlich in Equador/Südamerika am geografischen Punkt 77° 47' 34" West, 1° 56' 00" Süd. Dort lagert eine Bibliothek aus Metalltafeln, absichtlich angelegt für die Zukunft. Von wem? Von einem jener Außerirdischen, der sogar ins *Buch Mormon* Einzug fand. Das ist zwar ein religiöses Werk wie die Bibel, doch im *Buch Mormon* wird anfänglich von uralten Zeiten berichtet. Genauso wie in der Bibel (*Buch Mormon*, Kap. 8, 16 ff. Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die Nummerierung dort):

»Und wohl dem, der diese Dinge ans Licht bringt; denn sie werden Gottes Wort gemäß aus der Dunkelheit ans Licht gebracht werden; ja, sie werden aus der Erde hervorgebracht werden, aus der Dunkelheit scheinen und zur Kenntnis des Volkes gelangen ... (26) ... und niemand kann es verhindern; und sie (die Schriften) werden an einem Tag erscheinen, wo man sagen wird, dass Wunder aufgehört haben; und es wird sein, als ob jemand von den Toten redet ... (29) ... Ja, es wird an einem Tag geschehen, wo man von Feuer, Stürmen und Rauchdämpfen in fernen Ländern hören wird. (30) Auch wird man von Kriegen und Kriegsgerüchten und Erdbeben an verschiedenen Orten hören.«

Und wenn jetzt einer denkt: Aha! Der Däniken ist Mormone!, dann möge er es gleich wieder vergessen. Ich bin zwar ein gläubiger Mensch, überzeugt von der Schöpfung durch den »grandiosen Geist des Universums«, wie ich das Unverständliche nenne, gehöre aber keiner Religionsgemeinschaft an.

Die Hinterlassenschaften

Mit unserer Vergangenheit stimmt etwas nicht. Die Feststellung ist definitiv und belegbar. Da existieren die uralten Überlieferungen wie das Buch des »Propheten« Henoch, der die Sprache der Außerirdischen lernt, ihre Namen zitiert, schließlich in einem »Feuerwagen« am Firmament entschwindet, um irgendwann auf die gute alte Erde zurückzukehren. (Ich schrieb im letzten Buch ausführlich darüber [52]). Oder Manetho, der fleißige Chronist im Alten Ägypten, der in seinen Listen 380 Könige mit Namen und Jahren aufzählt, von denen die moderne Ägyptologie nichts wissen will. [113] Oder der Kirchenvater Eusebius [59], der genauso wie Herodot [63] oder sein Historiker-Kollege Diodor [120] Jahreszahlen von verflissenen Herrschern aufzählt, vor denen der zeitgemäßen Archäologie graut. Wir irren uns, was die menschliche Urge-

schichte angeht. Dabei sollten wir eher stolz darauf sein, dass außerirdische »Götter« unsere Vorfahren unterwiesen.

Nun streiten Archäo- und andere -ologen über die »richtige« Beurteilung der antiken, schriftlichen Zeugnisse. (Über was streiten Menschen eigentlich nicht?) Man beschuldigt Herodot und Co. des Irrtums oder gar der Lüge, denn schließlich sei das Gegenwartswissen der Kulminationspunkt aller Erfahrungen von der Vergangenheit bis heute. Wie das, nachdem wir doch das Wissen der frühen Historiker ignorieren? Unser Gegenwartswissen soll das Richtige sein? Paperlapapp! Wir verschmähen nicht nur die alten Zeugen, sondern auch die sichtbaren, berührbaren, fotografierbaren, steinharten Beweise vor unserer Nase. Da liegt unter dem Tempel von Sethos I. in Abydos (Ägypten) ein sehr eindrückliches, megalithisches Rätsel, einsehbar für jeden Touristen und definitiv viel älter als der Sethos-Tempel. Wen kümmert's? Da präsentierte Daniel Ruzo, ehemaliger Rechtsanwalt und Jesuitenschüler in Peru, eine Reihe von steinernen Monumenten, die allesamt aus einer unbekannteren Vorgeschichte stammen müssen. [121] Keine Wissenschaft fühlte sich angesprochen, und Geld für Forschungen ist ohnehin nie vorhanden. Genauso wenig wie für die unverständliche Hochebene »El Enladrillado« in Chile. Diese liegt in der Provinz Talca, rund 60 Kilometer östlich des Städtchens Talca nicht allzu weit vom Ort »Altos de Vilches« (ungefähre geografische Position: Breite 35° 37' Süd, Länge 71° 05' West). Auf über 2000 Metern Höhe befinden sich hier einige hundert Felsblöcke mit perfekten Schnitten und Furchen – künstlich hergestellt. Nur von wem? Sie müssen älter sein als jede der bekannten Kulturen Chiles. Deshalb passen sie genauso wenig ins evolutionäre Schema wie Puma-Punku im Hochland von Bolivien. Humberto Sarnataro Bounaud, der Leiter einer kleinen Expedition nach »El Enladrillado«, vermerkte im Herbst 1968: »Zweifellos hat an diesem Ort eine vergangene Kultur gelebt. Die Eingeborenen dieser Zone wären nie dazu fähig gewesen, etwas

Derartiges zu bauen.« [122] Im Jahre 2008 besuchte der junge, chilenische Lehrer Rafael Eissmann die geheimnisvolle Hochebene. Er verfasste eine sauber dokumentierte Broschüre über das Rätsel von »El Enladrillado« [123] und meinte mir persönlich gegenüber: »Hier stimmt etwas nicht. Seit Jahrtausenden lebten auf dieser Hochebene keine Stämme. Die chilenische Archäologie wüsste es. Also müssen die zugeschnittenen Blöcke von einer uralten Kultur stammen.« Die Bilder belegen seine Aussage. **(BILDER 79 UND 80)** Welche Wissenschaft, welche Stiftung nimmt den Ball auf?

Im ersten Kapitel berichtete ich über die schwergewichtigen Plattformen in Puma-Punku, Bolivien. Ich zeigte Bilder von zugeschnittenen Blöcken mit auf den Millimeter exakt gezogenen Rillen, hinter denen keine Steinzeit-Werkzeuge, keine Steinzeit-Planung stecken *kann*. Auch keine uns bekannte Kultur. Ich stellte die exakten Kalenderberechnungen von Dr. Edmund Kiss vor. Blättern

**BILD 79**



BILD 80

Sie, verehrter Leser, zurück. (Das Kiss'sche Jahr zählt zwölf Monate von 24 Tagen, den Tag zu 30 Stunden, die Stunde mit 22 Minuten.) Dieser Kalender stimmt so präzise wie der Maya-Kalender und reicht zudem über 10 000 Jahre in die Vergangenheit zurück. Regt sich deshalb irgendwer auf? Springt angesichts der millimetergenauen Berechnungen jemand vom Stuhl? Schreit irgendein Chefredakteur: »Das darf doch nicht wahr sein!« und beginnt Gelder für eine Forschung zu sammeln?

Die Gesellschaft ist träge geworden, überfüttert vom Internet, erdrückt von einem Zeitgeist, der jede Begeisterung erstickt. Zu faul, um etwas sehr Wichtiges und Zukunftweisendes zur Kenntnis nehmen zu wollen.

Unsere Einstellung den alten Dingen gegenüber ändert nichts an der Rückkehr der »Götter«. Sie werden auftauchen und ihre Präsenz wird unsere selbstgefällige Seele erschüttern. Der 23. Dezember 2012 ist das Datum aus dem Maya-Kalender. Auch wenn dieser Tag nicht aufgeht – der Götterschock steht uns trotzdem bevor.



5. KAPITEL

DIE EWIGE INTELLIGENZ

Vor 250 Jahren schrieb der Philosoph Immanuel Kant: »Ich möchte wohl alles darauf verwetten, dass es wenigstens in irgendeinem von den Planeten, die wir sehen, Einwohner gebe.« [124]

Sieht man von UFO-Sichtungen und angeblichen Kontakten mit UFO-Besatzungen ab – die sich naturwissenschaftlich (noch) nicht beweisen lassen –, ist kein Mensch der Neuzeit einem »Einwohner von anderen Planeten« (Kant) begegnet. Also existieren sie gar nicht? Schon 1950 hatte der bekannte Kernphysiker Enrico Fermi gefragt: »Wenn es überall dort draußen Außerirdische gibt, wo sind sie dann?« [125] Ja, wo sind sie dann? Die Frage wurde weltberühmt, man nennt sie das »Fermi-Paradox«.

Im englischen Sprachraum wimmelt es von hochwissenschaftlichen Publikationen pro und contra Außerirdische. In kühler Sachlichkeit werden Fragen behandelt, die in anderen Ländern nur Kopfschütteln auslösen. Mitreden kann nur, wer gutes Englisch versteht. Mich wundert's nicht, wenn die fundierte Auseinandersetzung über ETs im europäischen Raum (außer dem englischen Sprachbereich) ausbleibt. Die anderen sind besser informiert – und möglicherweise auch weltoffener.

Das Fermi-Paradox

Da nimmt William Hosek in der Fachzeitschrift *JBIS* zum Fermi-Paradox Stellung. Seine wissenschaftlich fundierte Schlussfolgerung? »Konsequenterweise sind Menschen niemals, und werden niemals, von Außerirdischen besucht worden, und Menschen werden niemals außerirdische Zivilisationen besuchen.« [126] Wie kommt man darauf?

W. Hosek betrachtet das Fermi-Paradox von einem ökonomischen Standpunkt aus. Er meint zu Recht, auf jedem Planeten gehen die Rohstoffe irgendwann zur Neige. Die Menschen seien aber so geschaffen, dass sie nie langfristig planen. Gemeint ist über Jahrhunderte hinaus. Egal ob der öffentliche oder der private Sektor – ob der Staat oder gigantische Firmen – investieren, sie tun dies nie für Jahrhunderte im Voraus, weil sie (für ihre Aktionäre oder die nächste Wahl) kurzfristige Resultate brauchen. Würden Menschen ein Weltraumschiff auf die Suche nach Rohstoffen losschicken, so wüssten die Daheimgebliebenen nicht, ob die Mannschaft im Weltraumschiff Erfolg haben oder mit leeren Händen zurückkehren wird. Eine Investition von vielleicht einer Billion Dollar tätigt aber keine menschliche Gesellschaft ins Blaue hinein. Menschen leben kurz und wollen schon deshalb schnelle Resultate sehen. Zudem würde der Bau eines gigantischen Generationen-Raumschiffes nicht nur Geld verschlingen, sondern auch Rohstoffe. Genau die Materialien, die auf dem Heimatplaneten knapp werden. Logischerweise können solch' wertvolle Rohstoffe nicht für ein immens teures Weltraumabenteuer verschleudert werden, von dem sich ein Resultat – wenn überhaupt – erst nach Jahrhunderten abzeichnet. Dieselbe »irdische« Logik gilt nach Herrn Hosek auch für extrasolare Zivilisationen. So sind denn die Resultate seiner Analyse ernüchternd: Erstens, um Hilfe von einer anderen Zivilisation zu bekommen, müssten wir »die Anderen« kennen und mit ihnen zumindest

in Radiokontakt stehen. Zweitens, die Zivilisation auf jenem Planeten müsste uns voraus sein. Drittens, jene Zivilisation müsste in der Lage sein, unsere Botschaften zu empfangen, zu übersetzen und zu verstehen. Viertens, sie müssten jene Rohstoffe zur Verfügung stellen, die wir suchen. Fünftens, sie müssten willig sein, ihre Technologie und Rohstoffe mit uns zu teilen. Sechstens, wir müssten fähig sein, ihre Werkzeuge und Anweisungen zu verwerten. Letztlich wüssten auch die ETs dort draußen, dass ihre eigenen Rohstoffe irgendwann zur Neige gehen – deshalb würde eine fremde Zivilisation wohl kaum je Rohstoffe an andere Zivilisationen abgeben.

Das alles ist vernünftig – vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen. Und Herr Dr. William Hosek, der Verfasser des wissenschaftlichen Beitrages, hält ausdrücklich fest, seine Betrachtung erfolge von der ökonomischen Seite. Also nix da mit künftiger Raumfahrt, weil wir Menschen kurzfristige Resultate sehen wollen und die Rohstoffe für ein gigantisches Weltraumschiff schlichtweg fehlen? Ich komme darauf zurück.

SETI

Wie wär's mit Radiokontakten? Lesen wir nicht immer wieder von einem SETI-Projekt? (SETI steht für »Search for extraterrestrial Intelligence« = Suche nach außerirdischer Intelligenz). Werden nicht jährlich Abermillionen Dollars für riesige Radioteleskope ausgegeben, mit denen man Signale sowohl empfangen als auch hinausenden kann? Haben wir Menschen nicht bereits im Jahre 1960 im Rahmen des *Projektes Ozma* Signale nach draußen geschickt? Ist womöglich längst eine außerirdische Botschaft bei uns eingetroffen und wird geheim gehalten, um die Menschen nicht zu schockieren?

Die Sache ist viel aufwendiger, als sie auf Anhieb klingt. Wir kennen keine präzise Wellenlänge, auf der möglicherweise eine

interstellare Kommunikation stattfindet. Das *Projekt Ozma* des Jahres 1960 wurde von einem Team führender Wissenschaftler in Greenbank, West-Virginia (USA) durchgezogen. Damals bediente man sich der 21-Zentimeter-Wellenlänge, die dem neutralen Wasserstoff entspricht. Weil Wasserstoff im gesamten Universum nachweisbar ist, unterstellte man, auch außerirdische Zivilisationen würden mittels dieser Wellenlänge kommunizieren. Inzwischen ist man klüger. Die 21-Zentimeter-Wellenlänge ist für Störungen enorm anfällig. Dort draußen im Universum – von dem man einst annahm, es sei vollkommen leer und ruhig – zischt, blubbert, rauscht, klopft, piepst es. Ein Brei von Geräuschen, die zuerst einmal weggefiltert werden müssten. Zudem muss bei jedem Signal sondiert werden, ob es »intelligent« ist oder wieder nur eine der vielen Störquellen. Bis heute ist trotz aller Bemühungen keine Radiobotschaft von einer intelligenten Spezies bei uns eingetroffen. Also sollten wir senden? Uns melden und hinausgeschreien: »Hallo! Da sind wir?« Geht das überhaupt? Und wie viel Energie müssten wir aufwenden, um eine Chance zu haben, von irgendwem dort draußen gehört zu werden?

Professor Dr. George Swenson von der *University of Illinois* (USA) hat sich der Sache angenommen. Swenson war Astronom und Ingenieur zugleich. Spezialgebiet: elektrische Schwingungen und Antennenbau. In der wissenschaftlichen Zeitschrift *Scientific American* [127] analysierte Swenson die ungeheuren Schwierigkeiten mit der Radioastronomie. Sollen wir unsere Signale gezielt auf einen Punkt im Universum richten? Einen bestimmten Planeten anpeilen? Dazu müssten wir zuerst wissen, wo ein Planet mit einer intelligenten Spezies liegt. Die Außerirdischen auf ihrer Welt müssten für Signale bereit sein, müssten Empfangsantennen installiert haben und zudem zumindest eine ähnliche Technik verwenden wie wir. Planeten drehen sich aber nicht nur um die eigene Achse, sondern auch noch in einer elliptischen Bahn um ihre Sonne. Wie soll es da

möglich sein, einen bestimmten Punkt von der Erde aus anzupeilen? Einen Punkt zudem, der ein paar Lichtjahre von der Erde entfernt ist und von dem wir nicht mal wissen, ob es ihn überhaupt gibt?

Also keinen exakten Punkt auswählen, sondern die Signale ganz einfach breit streuen. Eine gewöhnliche Radioantenne auf der Erde zielt schließlich auch nicht auf den Empfänger, sondern sie verteilt die Signale ringsum. Sie sind überall gleichzeitig vorhanden. In der Radioastronomie nennt man dies »omnidirectional« (in einem bestrahlten Sektor allgegenwärtig). Die gesamte Milchstraße lässt sich ohnehin nicht bestrahlen, die dazu aufgewendete Energie wäre nirgendwo lieferbar – sieht man von der Energie eines Neutronensterns ab. Also müssten wir uns auf einen ausgewählten Sektor unserer Milchstraße einigen. Im Umkreis von fünf Lichtjahren um unser Sonnensystem liegen zwei Sterne, im Umkreis von zehn Lichtjahren sind es bereits zwölf, im Umkreis von 15 Lichtjahren bereits 39 und im Umkreis von 50 Lichtjahren immerhin 100 Sterne. Im Umkreis von 100 Lichtjahren multipliziert sich die Anzahl der Sterne auf 1000. Heute ist bekannt, dass viele darunter von Planeten umkreist werden. Nicht bekannt ist, ob diese Planeten erdähnliche Bedingungen aufweisen und ob es dort intelligentes Leben gibt. Wie stark müsste der irdische Sender sein, um im Umkreis von 100 Lichtjahren »omnidirectional« zu wirken?

Professor Swenson hat es errechnet: Der Sender müsste eine Energie abstrahlen, »die dem 7000-Fachen der Kapazität der elektrischen Leistung der USA entspräche« [127]. Selbst mit Kernenergie ist das nicht zu schaffen. Also bleibt uns wie bisher nur, ein kleines Licht anzuzünden und zu hoffen, dass jemand dort draußen es entdeckt. Oder unsere Empfangsanlagen, von denen einige technisch hoch entwickelt und sehr sensibel sind, mögen zufälligerweise ein außerirdisches Signal empfangen.

Es gibt Lösungen

Erübrigt sich damit jede weitere Diskussion um interstellare Raumfahrt in der Zukunft oder um Radikontakte mit ETs? Gott sei Dank nicht. Die Meinungen einer Gruppe, auch wenn sie noch so sachlich und vernünftig sind, stoßen auf Gegenmeinungen anderer, ebenso vernünftiger Gruppen. Dabei, so Prof. Robert Haviland aus Daytona Beach, Florida, USA, sollten wir nie vergessen [128], »dass das Weltraumprogramm zuerst durch Amateure vorangetrieben wurde, die jeden Aspekt der (gegenwärtigen) Weltraumfahrt und Weltraumforschung bereits im Voraus beschrieben haben. Selbst die Relativitätstheorie ... wurde durch einen Amateur entwickelt, einen Sekretär in einem (Schweizer) Patentamt, ohne jede Unterstützung vom Staat oder von den Hochschulen.« Einstein hielt sich an die Maxime, dass »eine Lösung zu diesem Problem existiert – und ich werde sie finden« [128]. Problemkisten standen schon immer in der Landschaft herum, und je nach dem Stand des Wissens verkündeten die »Vernünftigen«: Unmöglich! Andere machten sich an die Lösungskisten. Und dies nicht von ungefähr. In den Tiefen unseres Unterbewusstseins – oder nennen Sie es Seele, wenn sie möchten – ahnen wir, dass Lösungen für jede »Unmöglichkeit« vorhanden sind. Das hat mit den »Memen« oder dem »universellen Bewusstsein« zu tun, das ich im ersten Kapitel kurz anschnitt (später mehr darüber).

WARP-Antriebe?

Im November 2007 organisierte die *British Interplanetary Society* in London ein Symposium zum Thema »Warp drive«. Darunter versteht man ein theoretisches Triebwerk, das überlichtschnelle Raumreisen ermöglicht. Die mathematischen Grundlagen zum »Warp drive« sind seit 1994 bekannt. »Warp drive« wird durch Verzerrun-

gen des Raum-Zeit-Gefüges erreicht. Dass derartige »Raumkrümmungen« tatsächlich existieren, hat Einstein vorausgesagt – sie sind inzwischen nachgewiesen. (Große Himmelskörper krümmen das Licht.) Am Londoner Symposium referierten »vernünftige« Mathematiker und Astrophysiker über die Ausdehnung des Universums, über Gravitationsfelder im Vakuum des Weltalls und die Möglichkeit, ohne Zeitverlust von einer Blase zur anderen zu springen. [129]. »Warp drive«, so war in London zu hören, verwende das Wissen von Masse, Raumzeit und Quantenphysik, ohne die fundamentalen Gesetze der Physik zu verletzen. [130]

Laien mögen den Kopf darüber schütteln und »Unmöglich!« schreien, doch das nichts unmöglich sein wird, wusste schon der Gott des Alten Testaments (1. Mos. 11, 6):

»Und dies ist erst der Anfang ihres Tuns. Nunmehr wird ihnen nichts unmöglich sein, was immer sie sich vornehmen.«

Bereits 1984 postulierte Prof. Dr. M. Papagiannis, Astronom an der Bostoner Universität, die Ausbreitung einer Spezies in unserer Milchstraße sei möglich. Dies auch ohne »Warp drive«, von dem damals noch niemand sprach. Papagiannis [131]:

»Bei Geschwindigkeiten von zwei Prozent der Lichtgeschwindigkeit, die mithilfe der Kernfusion ohne Weiteres erreichbar sind, wird ein Raumschiff die Entfernung von zehn Lichtjahren in ungefähr 500 Jahren zurücklegen.«

Nach 500 Jahren gibt man den Raumkolonisten weitere 500 Jahre Zeit zur Industrialisierung eines Planeten. Das ist machbar, schließlich brachten wir Menschen es in 200 Jahren fertig, von der Pferdedroschke zur Mondrakete, vom Zählrahmen zum Computer zu gelangen. Dabei mussten wir alles zuerst erfinden, entwickeln, testen. Eine Raumfahrtbesatzung müsste nicht beim Punkt null anfangen, denn die Pläne und Fabrikationsmethoden liegen fix und fertig vor. Die Raumfahrer müssen nicht neu erfinden, wie man Rohstoffe aus der Erde holt und Stahl gießt, wie man Kunststoffe

herstellt und Elektrizität produziert. Nach 500 Jahren heißt es »Stopp«, die Menschen fliegen weiter – ob mit dem alten oder einem neuen Raumschiff, spielt keine Rolle. Wieder wären sie 500 Jahre unterwegs und so fort. »Dies bedeutet, dass eine Kolonisationswelle mit einer Geschwindigkeit von ungefähr zehn Lichtjahren pro 1000 Jahre voranschreitet (500 Jahre Reise und 500 Jahre Wachstum). Das entspricht einer Geschwindigkeit von einem Lichtjahr pro Jahrhundert.« [131]

Kolonien im Weltraum

Auf diese Weise wäre unsere gesamte Milchstraße in zehn Millionen Jahren kolonisiert. Dabei betrifft der Aufwand für die Menschheit nur das erste Raumschiff – all dies ohne »Warp drive«.

Seither ist Papagiannis Berechnung mehrfach erweitert worden. Der Astronom Jan Crawford vom *University College* in London rechnet zum Beispiel mit einer Ausbreitungsgeschwindigkeit von zehn Prozent der Lichtgeschwindigkeit und einer Periode von 400 Jahren zwischen der Gründung einer neuen Kolonie und dem nächsten Start.

»Damit breitet sich eine Kolonisationswelle von 0,02 Lichtjahren pro Jahr aus. Da unsere Milchstraße einen Durchmesser von rund 100 000 Lichtjahren aufweist, wird es rund fünf Millionen Jahre dauern, bis sie komplett kolonisiert ist.« [132]

Fünf Millionen Jahre entsprechen gerade 0,05 Prozent des Alters unserer Milchstraße. Sind wir Menschen vielleicht die Ableger einer außerirdischen Kolonie – ohne es zu wissen? »Unmöglich!«, schreien die Evolutionisten (zum wievielten Mal?). Wir sind nachweisbar auf der Erde groß geworden. Kein Widerspruch – antworten die Denker an den Lösungskisten. Der Mensch mag durchaus auf evolutionärem Weg auf unserer Erde groß geworden sein. Doch

irgendwann im Laufe der letzten Jahrzehntausende kam eine gezielte, künstliche Mutation dazu. Verursacht von jenen ETs, die als »Götter« verehrt wurden, wie es in diversen alten Schriften festgehalten ist. Dies widerspricht der Evolution nicht – es ergänzt sie durch die Erschaffung des (symbolischen) Elternpaares Adam und Eva. Es geht aber auch anders.

Stellen Sie sich vor, Sie würden in einem Flugzeug sitzen, das spiralartig um die Erde fliegt. Die Maschine wäre voll bepackt mit Samen deutscher Eichen. Jede Stunde einmal öffnen Sie das Fenster und werfen aufs Geratewohl eine Handvoll Samen hinaus. Natürlich ist Ihnen klar, dass der größte Teil des Samens in den Ozeanen versinkt – schließlich bestehen zwei Drittel unserer Erdoberfläche aus Wasser. Ein anderer Teil landet auf Sand – den Wüsten wie Sahara, Nevada, Gobi, Belutschistan. Wieder ein anderer Teil auf Gestein und der letzte Teil irgendwo im Eis der Arktis oder Antarktis. Nur ein kleiner Bruchteil des hinausgeworfenen Samens hat eine Chance, auf geeigneten Grund zu fallen und nicht gerade von einem Nagetier gefressen zu werden. Der Same beginnt zu sprießen, und am Ende entsteht eine deutsche Eiche. Möglicherweise mit ein paar Mutationen – aber immer noch eine Eiche. Denn die gesamte Information dazu liegt bereits im Samen.

Panspermia erklärt alles!

Dieses Modell wird auf das ganze Universum übertragen. Die Idee dazu stammt vom schwedischen Nobelpreisträger Savante Arrhenius (1859–1927). Arrhenius amtierte als Professor für Physik an der Universität Stockholm und dachte seiner Zeit weit voraus. Irgendwo im Universum – so Arrhenius – entwickelte sich die erste, intelligente Lebensform. (Die Frage, wie es zu dieser Lebensform kam, ist so wenig beantwortbar wie die Frage nach dem Beginn

eines Kreises.) Diese erste Intelligenz – nennen wir sie Nummer eins – hatte ein Interesse daran, ihre eigene Lebensform im Universum auszubreiten. Gründe dafür gibt es unzählige. Gleich wie Viren schickt Nummer eins jetzt Billionen und Aberbillionen der eigenen Lebenskeime hinaus ins Universum, genauso so ungezielt wie die Samen aus dem Flugzeug. Nummer eins weiß, dass der größte Teil der Lebensbausteine irgendwo in Sonnen verglüht, auf ungeeigneten Planeten niederregnet oder aus anderen Gründen keine Mög-

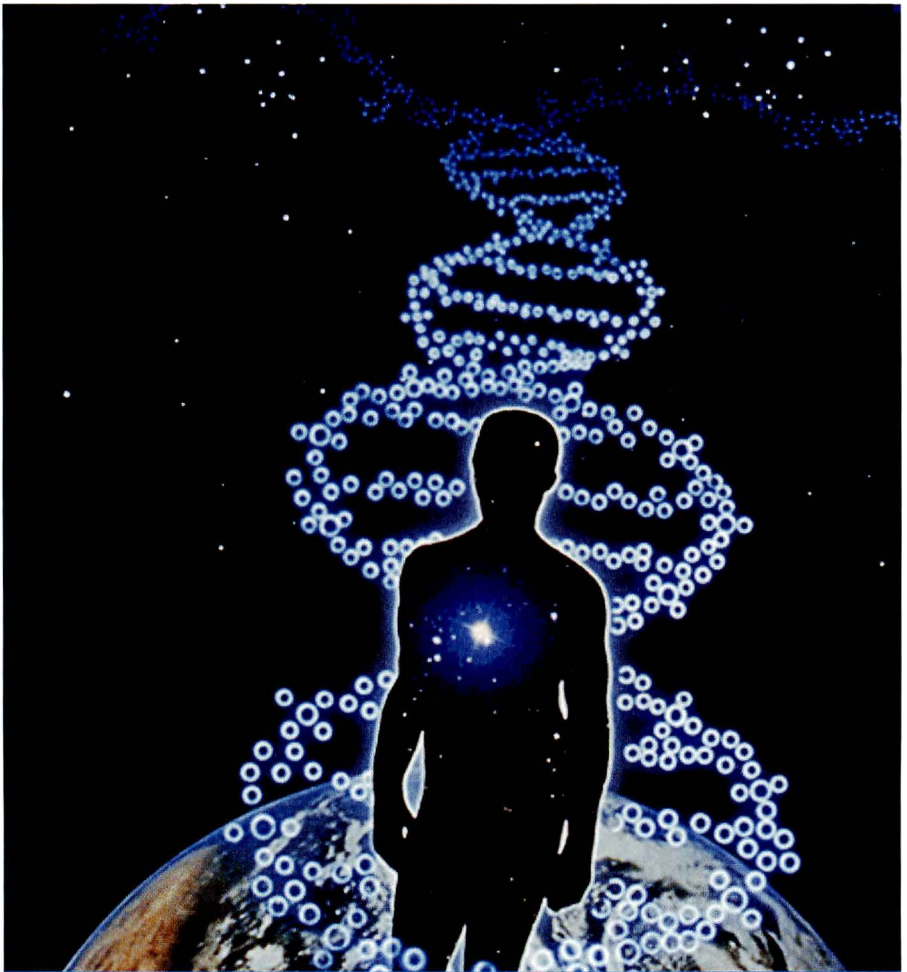


BILD 81

lichkeit hat aufzugehen. Doch einige Bausteine werden auf ähnliche Planeten prasseln wie Nummer eins – damit beginnt der Ursprung des Lebens, und erst daraus entsteht Evolution.

In der Wissenschaft nennt man diese Theorie »Panspermia«, und sie erklärt auf logische Weise die Ausbreitung der Intelligenz im Universum. Ohne »Warp drive«, ohne Überlichtgeschwindigkeit und ohne Kolonien, die sich durch Generationenraumschiffe ausbreiten. **(BILD 81)**

Bausteine von außen

Die Entstehung des Lebens auf der Erde ist ein Rätsel und durch irgendwelche »Ursuppen« oder »Nischen«-Hypothesen nicht erklärbar. Ich habe bereits vor 30 Jahren ausführlich darüber berichtet. [133] Seither sind über 600 wissenschaftliche Bücher zum Thema der Entstehung des Lebens erschienen und der Tenor geht in dieselbe Richtung. Dabei müssen »Evolution« und »Entstehung des Lebens« klar auseinandergehalten werden. Evolution ist der biologische Wandel der Arten (Darwin). Die Entstehung des Lebens hingegen beginnt *vor* der Evolution. Hier geht es um die chemischen Bausteine und dahinter um die Physik.

Prof. Dr. Bruno Vollmert, Makrobiologe und ehemaliger Direktor des Polymer-Institutes der Universität Karlsruhe, stellt fest [134]:

»Weil die makromolekularen Voraussetzungen nicht gegeben sind, ist der heute herrschende Neodarwinismus als naturwissenschaftliche Hypothese unhaltbar.«

Sir Fred Hoyle, lange Jahre Professor für Astronomie und Astrophysik an der Universität von Cambridge, vertritt dieselbe Meinung [135]:

»In vorkopernikanischer Zeit hielt man die Erde irrträumlicherweise für den geometrischen und physikalischen Mittelpunkt

des Universums. Heutzutage sieht eine doch respektable Wissenschaft in der Erde das biologische Zentrum des Universums. Eine fast unglaubliche Wiederholung des früheren Irrtums ... Nur wenn das genetische Material (zur Entstehung des Lebens) von außerhalb des Systems kommt, also von ganz anderswoher, kann man die Evolution erklären.«

Gemeinsam mit dem Mathematikgenie Prof. Dr. Wickramasinghe vom *University College, Cardiff*, veröffentlichte Fred Hoyle eine Arbeit über die »Evolution aus dem All«. Die Erkenntnis der beiden Gelehrten gipfelte in der Feststellung [136]:

»Auf der Erde hat es das Stadium der ›Heimarbeit‹ nie gegeben. Das Leben hatte sich schon bis zu einem hohen Informationsgehalt entwickelt, bevor die Erde überhaupt entstand. Als wir das Leben empfangen, waren alle biologischen Grundfragen schon gelöst.«

Das geht so weiter – ich kenne die Abhandlungen. Sogar ehemals eingefleischte Befürworter der Entstehung des Lebens auf der Erde, wie Dr. David Horn, Professor für Anthropologie an der *Colorado State University*, bekennen heute, dass meine Bücher ein radikales Umdenken verursachten. [137] Auch Prof. Horn steht dazu: »Das Leben kam aus dem Universum.«

Weshalb drehen und winden wir uns eigentlich gegen diese vernünftige und naturwissenschaftlich beweisbare Ansicht? Es geht uns »gegen den Strich«, weder »die Krone der Schöpfung« noch »die Spitze der Evolution« zu sein. Wir betrachten uns Menschen als das Tollste im Universum. Pure Egozentrik, möchte ich anfügen. Die Erde war nie ein geschlossenes System. Wir waren und sind mit dem Universum unverrückbar verbunden. Eine Tatsache übrigens, die auch in den heiligen Büchern festgehalten wird. »Die Götter schufen die Menschen nach ihrem Ebenbild« (1. Mos. 27 ff.). Doch was kümmern uns heilige Bücher?

Kirche und ETs

Im Jahre 1600 wurde der Dominikanermönch Giordano Bruno auf einem Scheiterhaufen verbrannt, weil er die »ungeheuerliche Vorstellung geäußert hatte, es könnte im Universum Welten mit intelligentem Leben geben. 400 Jahre später erklärte der päpstliche Kulturrat diese Hinrichtung für Unrecht.« [138]

Die katholische Kirche hat ihre Meinung grundsätzlich geändert, und die »Hauptschuld« daran tragen zwei Jesuiten, Teilhard de Chardin (1881–1955) und José Gabriel Funes. Letzterer ist Argentinier und seit August 2006 Chef der päpstlichen Sternwarte *Specola Vaticana*. Insgesamt zwölf Jesuiten – ich nenne sie »die päpstliche Garde der Intelligenz« – betreuen die Teleskope und den Zeiss-Astrografen auf dem Dach der Residenz von *Castel Gandolfo*. Die Jesuiten waren stets die Vordenker der katholischen Kirche, sie achten darauf, dass die römische Kurie nicht im Mittelalter stecken bleibt, und sorgen außerdem dafür, dass der Ruf der Jesuiten über die Erde hinausreicht. So tragen denn 30 Mondkrater die Namen von Astronomen der Jesuiten.

Allen Vordenkern voraus war der Anthropologe und Jesuitenpater Teilhard de Chardin. Er hatte klar erkannt, dass Mensch und Kosmos zusammenhängen. Das Ur-Teilchen der Materie ist das Atom, das gilt auch im Universum, doch Atome bestehen aus dem Kern und subatomaren Teilchen. Und die sind nicht einfach »da«, dahinter steckt Schwingung. Elementarteilchen – ich erwähnte es im ersten Kapitel – erhielten ihre verwirrenden Eigenschaften nicht aus dem Nichts, sondern durch Wechselwirkungen mit anderen Teilchen. Das Wort sagt es aus: Ein »Teilchen« ist ein »Teil« von etwas anderem, und in jedem Teilchen wirkt das Ganze. Darüber referierte Teilhard de Chardin schon 1949. Sein Begriff »Aleph« umfasst das Alpha und Omega, darin sind Ursache und Wirkung bereits enthalten. [139] Teilhard de Chardin war selbst seinen

Jesuitenbrüdern unheimlich. Im Jahre 1962, sieben Jahre nach seinem Tod, wurde nach einem heftigen Theologenstreit entschieden, Teilhards Ansichten würden gegen die Lehre verstoßen. Wie die Astrophysik heute weiß, hatte Teilhard de Chardin genauso recht wie einst Jordano Bruno.

José Gabriel Fuentes, der Leiter der päpstlichen Sternwarte, muss nicht mehr gegen vorgestrige Meinungen kämpfen. In der Vatikan-Zeitschrift *Osservatore Romano* wurde er zu außerirdischem Leben befragt [140]. Die Antwort:

»Wie es eine Vielzahl von Kreaturen auf der Erde gibt, so könnte es auch andere – ebenfalls intelligente – Lebewesen geben, die von Gott geschaffen wurden. Das steht nicht im Widerspruch zu unserem Glauben, denn wir können der schöpferischen Freiheit Gottes keine Grenzen setzen. Um es mit dem Heiligen Franziskus zu sagen: Wenn wir die irdischen Geschöpfe als ›Bruder‹ oder ›Schwester‹ ansehen, warum sollten wir dann nicht auch von einem ›außerirdischen Bruder‹ sprechen? Er würde ja auch zur Schöpfung gehören.«

Zwingende Formen

Das Stichwort der Gegenwart heißt Evolution, und die ist hienieden – mit einigen Ausnahmen – beweisbar. Evolution ist aber auch universell. Wir sind gerade mal ein mikroskopischer Nebenschauplatz der kosmischen Evolution. Und diese Evolution hat zwingende Formen – ob bei uns oder anderswo, ob im Kleinen oder Großen. Zwingende Formen im Kleinen äußern sich beispielsweise in der Tatsache, dass das Gehirn jeder intelligenten Spezies stets in nächster Nähe der Augen »angebracht« ist. Es geht nicht anders, denn dies ist der kürzeste Weg der Neuronen. Sowie das Auge etwas erblickt, reagiert das Gehirn. Oder: Jede Nase, jedes Riechorgan, jeder Rüssel etc. wird in erreichbarer Nähe des Mundes sein – es muss gerochen

werden, bevor gefressen wird. Von den Greifwerkzeugen – ob Arme, Hände, Tentakel – ist mindestens eines immer nach vorne gerichtet. Man muss schließlich sehen können, was man packt. Wir Menschen glauben, wir hätten einen freien Willen. Den haben wir tatsächlich in allen kleinen Alltagsdingen – doch nicht im Großen. Versuchen Sie mal etwas gegen Neugierde zu tun! Unterstellen wir, Delfine seien hoch intelligente Lebewesen. Nachts, bei den Sprüngen aus dem Wasser, beobachten sie kleine Lichtlein in unterschiedlichen Farben und Helligkeiten am Firmament. Der Delfinrat schwimmt zusammen und fragt sich: Was ist das dort draußen? Gibt es vielleicht gar andere Delfinarten? Früher oder später – in der Evolution ist dies nicht so wichtig – möchten die Delfine Raumfahrt betreiben, um Antworten auf ihre brennenden Fragen zu bekommen. Doch Raumfahrt funktioniert nicht ohne Metallverarbeitung. Um Metalle zu gießen und zu vermischen, ist die Beherrschung des Feuers nötig. Um Feuer zu machen, muss man aus dem Wasser. Zwingende Formen!

Evolution, Mutation und Selektion laufen tagtäglich im Universum ab. Sonnen- und Planetensysteme entstehen. Einige sind für den Transport der »Panspermie« geeignet, andere nicht (= Selektion). Astrophysiker fragen sich: Was war vor dem Urknall? Dabei operiert jeder von ihnen mit dem Begriff der »Singularität«, das wäre der Zustand *vor* dem Big-Bang, der sich vor knapp 14 Milliarden Jahren abspielte. Doch woher kommt diese »Singularität«? Dass etwas aus dem Nichts entsteht, ist nicht wissenschaftlich. Ein Ausweg aus diesem Dilemma bringt die »Schleifen-Quantengravitation«. Nach dieser Hypothese besteht der Raum aus »Raumquanten«, und die könnte man modellhaft vergleichen mit den »Buckeln« auf einer Skipiste. Der Skifahrer bricht die Buckel nicht auf – er muss sich ihnen anpassen. Genauso wie die Zeit. Die »Quantengravitation« schließt sogenannte »Wurmlöcher« im Weltall aus. »Raumzeit besteht weder aus Fäden (Strings) oder Ketten von Atomen ..., son-

dern aus einer Art von ›Schwellen‹, die sich unendlich wiederholen.« [141]

Bildlich können wir Normalbürger uns gar nichts darunter vorstellen, denn Raumquanten messen gerade eine sogenannte »Planck-Länge«. Und die entspricht einem billionsten trilliardstel Zentimeter.

Wichtig bleibt die Erkenntnis, dass sich mit dieser »Schleifen-Quantengravitation« die »Singularität« (das »Nichts« vor dem Urknall) umgehen lässt. Heraus kommt nicht ein Urknall, sondern ein »Big Bounce«, ein »Ur-Schwung« (im Gegensatz zum »Urknall«). Vor unserem »Urknall« existierte bereits ein anderes Universum. Unser Urknall war in Wirklichkeit der »Endknall« eines vorherigen Universums. Und so weiter bis in alle Ewigkeit.

Am Ende der Fahnenstange stellt sich die alte Frage: An welchem Punkt soll das alles begonnen haben? Die Frage ist vorerst nicht beantwortbar. Jetzt kommt die Schwingung ins Spiel, die hinter jeder Materie steckt. Ich nehme mir die Freiheit, diese Ur-Schwingung als »grandiosen Geist der Schöpfung« zu bezeichnen. Andere werden »Gott« dazu sagen.

Allgegenwärtige Meme

Naturwissenschaftlich nachweisen lassen sich die Ausbreitung von Schwingung und Materie im Universum und damit die Existenz jener »Meme«. Zwei Dinge prägen uns: Das »Gen« ist Bestandteil der Biologie; wir entstanden und funktionieren auf genetische Weise. Das »Mem« hingegen beeinflusst unser Bewusstsein. Es ist überall gleichzeitig vorhanden und verhält sich ähnlich wie ein Virus. (Ein Virus ist kein Lebewesen – allerdings *braucht* es ein Lebewesen, um sich zu verdoppeln.) Die »Meme« sind genauso wenig Lebewesen, sie brauchen aber Gehirne, um sich auszubreiten. Und dies

kurioserweise nach demselben Prozess der Selektion wie bei der Evolution. Ein Modell mag helfen, das Verwirrspiel aufzuhellen:

Sie, verehrter Leser, sitzen gerade vor diesem Buch. Die Überlegungen darin mögen begeistern, Zustimmung finden – oder Ablehnung. Unterstellen wir, Sie sprechen begeistert über den Inhalt dieses Buches und veranlassen andere, es ebenfalls zu lesen. Die werden von ihren Gedankengängen infiziert, greifen zum Buch und begeistern wiederum andere. Es wächst eine Welle von Zustimmung. Schlagen Sie den gegenteiligen Weg ein und verbreiten Ablehnung, so wird dies *nicht* zum Kauf eines Buches anstiften, und die kleine Welle stirbt ab. Es hat also ein Selektionsprozess stattgefunden.

Dies geschieht in der Gesellschaft tagtäglich. Ein Gerücht verbreitet sich oder stirbt aus, dasselbe gilt für Witze und Informationen. Entweder bleibt etwas hängen, wird also als interessant, geistreich oder wichtig eingestuft – oder es löst sich auf. »Interessant« ist aber auch der Startschuss zu einer Forschung, die wiederum der Ausgangspunkt zu weiteren Forschungen ist. Als Beispiel diene das menschliche Wissen über die Astronomie von der Steinzeit bis heute oder in der Mathematik von den zehn Fingern zum Supercomputer. »Meme« multiplizieren sich – aber nur, wenn es sich lohnt (Selektion). Die *Information* muss als interessant und wichtig eingestuft werden, als faszinierend und anregend. Erst jetzt, wenn viele Gehirne infiziert sind, nimmt die Forschung größere Ausmaße an. Triebfeder ist die Neugierde, jene Bestie, die nie aufhört zu fragen. Die Ausbreitung der »Meme« – die Multiplikation der Gedanken – bringt jede intelligente Spezies aber unweigerlich zur Erforschung des Weltraums. Weshalb? Weil alle Fragen auf Erden irgendwann beantwortet sind. Dann bleibt nur der Blick von der Erde weg, und der führt in die nächste Dimension hinaus. Zwingend!

Wer argumentiert, die Ausbreitung einer Information in der menschlichen Gesellschaft sei doch das Normalste auf der Welt und

dazu seien keine »Meme« nötig, ahnt nicht, wozu die Schwingung fähig ist. Tiere, die an einem bestimmten Ort Futter finden, teilen dies ihren Artgenossen durch eine Art von Gedankenübertragung mit. Sind es die Meme? Nachgewiesen ist das bei diversen Vogelarten wie Krähen oder Geiern. [142]

Die Informationen in den grauen Zellen unter unserer Schädeldecke werden durch elektrische Impulse vernetzt und weitergegeben. Diese wiederum schwingen, es entsteht »Bewusstsein«. Bewusstsein ist physikalisch genauso wenig messbar wie Liebe – sie existiert dennoch und schwingt. Jeder Verliebte kennt das Gefühl auch in Abwesenheit des Partners. Dabei geht es um mehr als nur die chemischen Reaktionen, die im Körper ablaufen – es geht um die Ursache *vor* den chemischen Reaktionen. Die Chemie im Körper, die Molekülketten, beginnen nicht grundlos zu reagieren. Sexualhormone werden ohne Informationen über die Augen, den Geschmack, die Gefühle und am Ende der Kette das Gehirn gar nicht erst auf die Reise im Körper geschickt. Die Elektronen in uns (subatomare Teilchen des Atoms) schwingen zehn hoch 23 Mal pro Sekunde – das ist gemessen worden – und strahlen dabei Informationen ab. [143] Wie soll das funktionieren? Sowie einem Atom Energie zugeführt wird – zum Beispiel durch Schwingung minimalster Art, die durch elektrische Impulse entsteht –, verlässt das Elektron blitzartig sein »Mutteratom« und springt ins nächste Atom. Die Ladung des Atoms muss aber stets dieselbe bleiben, deshalb springt in der gleichen Milliardstelsekunde das Elektron vom Nachbaratom in die Lücke, die das erste Elektron durch seinen »Wegsprung« hinterlassen hat. Zwei Elektronen rasen aufeinander zu – berühren sich dabei nie – und trennen sich blitzartig, indem jedes Elektron die leer gewordene Position des anderen um den Atomkern besetzt. Dies deshalb, weil Elektronen sich gegenseitig abstoßen. Jedes Elektron gehorcht einer Kraft, die es vom anderen fernhält. Bei ihren Kreuzungen tauschen die Elektronen gegenseitig Informa-

tionen aus. Wie das? »Schwarze Photonen« (masselose Lichtquanten von sehr kurzen Wellenlängen) tauschen Strahlung mit den schwarzen Photonen anderer Elektronen aus. Das ist messbar anhand an der sogenannten »Schwarzschild-Strahlung«, benannt nach dem Astronomen Karl Schwarzschild (1873–1916).

Entscheidend bei diesen Gedankengängen ist die Tatsache, dass das Elektron »unsterblich« ist (im Gegensatz zu anderen Teilchen, die verpuffen, sich in Nichts auflösen). Das Elektron ist ein stabiles Teilchen seit Ewigkeiten, es war seit der Erschaffung des Universums dabei. Das Elektron durchdrang (und durchdringt) die Erde, jeden Stein, jede Pflanze ... und alles ist Träger von Informationen. Körper sterben und zerfallen, das Elektron lebt weiter und transportiert in einer Stafette ohne Anfang und Ende Wissen von der Vergangenheit in die Zukunft – und umgekehrt. Wow! Wie? Ähnlich wie in einem »Schwarzen Loch« läuft die »Elektronenzeit« auch rückwärts ab. Das Elektron »kennt« Ereignisse, die in einer fernen Zukunft oder fernen Vergangenheit liegen werden oder lagen.

Das Elektron war immer dabei

Der französische Kernphysiker Jean Charon stellte zu den verblüffenden Eigenschaften des Elektrons fest [142]:

»Jede Materie, die am Aufbau einer lebenden oder denkenden Struktur beteiligt war und während der relativ kurzen Lebenszeit dieser Struktur deren Bewusstseinsqualitäten besaß, kann nach dem Absterben dieser Struktur nicht einfach zu ihrer ursprünglichen, diffusen Minimalpsyche zurückkehren. Die einmal erworbene Information kann nie wieder verloren gehen; keine Macht der Welt kann nach dem Tode einer komplex organisierten Struktur je eine Rückentwicklung des Elementarteilchen-Bewusstseins bewirken.«

Der Urknall unseres Universums enthielt bereits die gesamte Schwingung (= Information) aus dem vorherigen Universum (»Endknall«). Aus der Schwingung entwickelte sich die Materie – diese besteht ausnahmslos aus Atomen und ihren subatomaren Teilchen. Darunter sind die Elektronen, die sich unablässig von Atom zu Atom austauschen, Informationen sammeln und weitergeben. Wir leben in einer irisierenden Welt der Schwingung. Das gesamte Universum ist durchdrungen von dieser Vibration – und auch wir gehören dazu. Als denkende und handelnde Wesen setzen wir Schwingung in Materie um. Wir denken, der Bau eines Hauses sei möglich – und bauen eines. Gedanken werden zu Materie. Wir überlegen, ob Raumfahrt machbar und sinnvoll sei – und entwickeln die Pläne für ein Raumschiff. Wir sind die Ausführenden der Schwingung.

Ein Baum oder ein Kopfsalat haben diese Fähigkeit so wenig wie ein Krokodil oder ein Ameisenbär. Dabei bestehen sie genau wie der harte Fels aus demselben Ur-Material – den Atomen mit ihren Elektronen. So wie die »Vibration« etwas wie Verstand, Kombinationsgabe und Bewusstsein entwickelt hat und die Fähigkeit besitzt, Materie gezielt zu formen (durch Hände, Werkzeuge, Maschinen etc.), wird sie es tun. Zuerst zur Lust und Bequemlichkeit – Häuser, Kleidung, Waschmaschinen, Fahrzeuge – und als Nächstes zur Erkenntnis. Das Wissen will erweitert werden, die Neugierde lässt keine Ruhe, jede Intelligenz will ins Weltall, will das Wissen vermehren. (Der Kopfsalat verfügt über keine ausführenden Organe, um das Wissen seiner Elektronen in Materie umzusetzen.)

Die »Meme« verhalten sich dabei wie die Viren, die uns anstecken. Sie sind vergleichbar mit den Informationsträgern, die die Botschaften von Gehirn zu Gehirn aufblitzen lassen. Sie infizieren die Gehirne anderer, werden dort abgelegt, um bei Bedarf und Fähigkeit aus dem Ordner geholt zu werden und andere Gehirne anzustecken. Eine faszinierende Art der Vermehrung.

Ich bin weder Esoteriker noch Fan von sensiblen Menschen, die man »Medien« nennt und die uns immer wieder erklären, sie hätten Kontakt zu einer anderen Welt. Wahrscheinlich sollte ich mehr zuhören und mich in die Welt der Medien einarbeiten. Mein Verstand sträubt sich nur deshalb dagegen, weil ich materielle Beweise suche und mein Leben zu kurz ist, um mich in noch mehr Wissen einzuarbeiten. Mein Unterbewusstsein hingegen weiß, dass nichts unmöglich ist – auch das nicht, was mir (ehrliche) Medien mitteilen möchten. Frau Dr. Heinke Sudhoff ist eines dieser Medien, das sagt, es könne den »Geist des Universums« anzapfen. Heraus kommen Erkenntnisse wie diese [145]:

»Am Anfang – vor dem Bewusstsein – gab es nur den Geist ..., der Geist des Großen ..., es gab keinen Raum und keine Zeit ..., nur Leere ..., in der alle Formen schon als Möglichkeit angelegt sind, in der alles als Schwingung und Energie angelegt ist ...«

Diese Botschaft will Frau Dr. Sudhoff der Schwingung des Universums entnommen haben. Ist sie theoretische Physikerin, vertraut mit den subatomaren Teilchen und den Eigenschaften der Elektronen? Nichts davon. Sie studierte Archäologie sowie Anglistik und versteht von theoretischer Physik so wenig wie jeder Normalbürger. Es gibt, so schreibt sie, etwas wie einen »holotropen Bewusstseinszustand«, in dem man die »Einheit des Universums im unteilbaren Ganzen« erfahren kann. Dabei spricht sie von einem »beglückenden Zustand«, den ich persönlich auch schon erfahren durfte (ich habe nie Drogen konsumiert), doch nicht in Worte fassen konnte, schon gar nicht in wissenschaftlicher Form. (Wen's interessiert, der lese Quelle Nr. 146.)

Also müssten wir eigentlich gar keine Raumfahrt betreiben, keine Rohstoffe vernichten, keine Radioteleskope bauen und keine Kolonisationswellen hinaus ins Weltall schicken. Irgendwo in den Elektronen ist das gesamte Wissen schließlich bereits vorhanden. Wir müssten es nur noch anzapfen.

Zur Sicherheit mit der Raumfahrt

Hätten wir das gesamte Wissen des Universums, wären wir »gottgleich«. Hätten es einzelne Menschen – vielleicht haben es alte Mönche in ihrer Zelle –, so können sie es nicht in Worte umsetzen. Für das Undenkbare gibt es keine Worte. Wir sind Wesen des Durchgangs, unser Verstand verlangt nach materieller Bestätigung. Erst aus dem Sehen und Berühren wachsen die Beweise. Uns reicht keine Botschaft eines Heiligen, keine Durchsage eines noch so geachteten Mediums. Der Glaube an das, was andere verkünden, ist nicht wissenschaftlich. Würden wir glauben, anstatt zu wissen, so hätten wir genau das Chaos, das Religionen anrichteten. Bekanntlich behauptet jede Religion im irdischen Tollhaus, nur sie habe recht, nur sie besitze die Wahrheit. Glaube schafft Angst und Unsicherheit. Keiner weiß, ob das, was ein anderer verkündet, nun heilig oder nur scheinheilig ist. Insgeheim streben wir Menschen nach Vollkommenheit – aber nicht auf dem Weg des Glaubens. Glaube ist eine aufgezwungene Vorstellung, ein »Müssen«, das die Neugierde nicht befriedigt. Wissen will Tatsachen.

Also werden wir uns trotz des kosmischen Bewusstseins, trotz der Meme, trotz der Ahnung einer grandiosen Unendlichkeit weiter um Beweise bemühen. Und die müssen materieller Art sein, zugänglich und sichtbar für alle Unsicheren. Jeder Zweifel will Wirklichkeit. Erst der Kontakt mit einer außerirdischen Zivilisation bringt diese Sicherheit: Hurra! Es gibt sie doch!

Unter den bisherigen Varianten für eine interstellare Begegnung fehlten die »Von-Neumann-Maschinen«. Darunter versteht man technische Apparaturen, die die Fähigkeit haben, sich selbst zu reproduzieren. Die Menschheit schickt eine »Von-Neumann-Maschine« ins nächste Sonnensystem, die sucht sich einen geeigneten Planeten und beginnt – computergesteuert – eine Kopie von sich selbst herzustellen. Dann starten zwei »Von-Neumann-Maschinen«,

dann vier, dann acht etc. Es kommt ein Schneeballsystem in Gang, und in einer berechenbaren Zeit – die von der Geschwindigkeit abhängt – wäre unsere Galaxis mit »Von-Neumann-Maschinen« infiziert. Derartige Maschinen müssen keine riesigen Apparate sein. Die Größe eines Makromoleküls, das auf der Spitze eines Laserstrahls reitet, tut's auch.

Außerirdische? Kontakt mit ihnen? Einer der brilliantesten Vordenker ist Prof. Dr. Michio Kaku, Physiker an der *City University* von New York. Anlässlich eines Vortrages in der Schweiz wurde Kaku vom Astronomen Dr. Stefan Thiessen interviewt. Der wollte wissen, wie man sich denn eine kosmische Evolution vorstellen soll. Kaku [147]:

»Wenn die Zeit kommt, in der wir ins All aufbrechen, werden wir über Nanotechnologie verfügen, um den rauen Bedingungen des äußeren Weltraums begegnen zu können. Sollten wir tatsächlich draußen im All auf andere Zivilisationen treffen, dann sind diese vielleicht teils organisch, teils Computer. Auch Raumschiffe selbst könnten lebendig sein. Professor Freeman Dyson schrieb über »Astrochicken« (= Weltraumbühner), eine Art genetisch aufgewertetes intelligentes Raumschiff, das »Hühner-Technologie« benutzt, um sich selbst zu replizieren.« [Eier legt, EvD]

Prof. Kaku unterteilt die außerirdischen Zivilisationen in verschiedene Typen oder Kategorien. Wir gehören zum Typ 0, das sind die primitivsten aller galaktischen Familien. Typ I ist bereits so weit, mit ihren eigenen Kriegen und Konkurrenzkämpfen aufgehört zu haben und ihre Recourcen global einzusetzen. Typ II betreibt Weltraumfahrt, nutzt ungeahnte Energien direkt aus den Sonnen und breitet sich aus. Typ III wäre aus menschlicher Sicht »gottgleich«. Sie könnten im Universum machen, was sie wollten. Angesprochen auf das Fermi-Paradox fragte Dr. Thiessen, ob Typ-III-Zivilisationen überhaupt ein Interesse daran hätten, mit weniger entwickelten Spezies zu kommunizieren. Dazu Prof. Kaku [147]:

»Also, ich nehme an, sie werden neugierig sein und Interesse daran haben, mit anderen Zivilisationen Kontakt aufzunehmen. Allerdings wären wir für eine Typ-III-Zivilisation nicht mehr als Ameisen, also wäre der Kontakt wohl sehr beschränkt.«

Im Verlaufe des Gespräches meinte Prof. Kaku auch, Typ-III-Zivilisationen könnten Spione in Form von kleinen Einheiten im Universum verschickt haben, die ihr melden, wie weit sich andere Zivilisationen entwickelten. Derartige Spione aus der Nanotechnik »könnten so klein sein wie ein Brotkasten« oder noch viel kleiner.

Möglicherweise werden wir seit Jahrtausenden von außerirdischen Spionen beobachtet – und erkennen die Dinger gar nicht. Das mag ein Stein sein, ein Computer oder wir selbst. Wir alle tragen die Informationen von der Vergangenheit bis zur Gegenwart in uns. Die Elektronen sorgen für die Verbreitung der Botschaft. Auch hinaus ins Universum.

Der Jüngste Tag

Dabei steckt unser gegenwärtiges Wissen über die kosmische Physik noch in den Kinderschuhen. Astrophysiker haben die »dunkle Materie« im Weltraum angemessen. Es gibt fünfmal mehr dunkle Materie als normale – und keiner weiß, was das ist. Dasselbe gilt für die »dunkle Energie«. Sie scheint völlig immateriell zu sein und besitzt dennoch dreimal mehr Energie als die ominöse dunkle Materie. 77 Prozent des Universums bestehen aus dunkler Materie. Wen wundert's, wenn Astrophysiker angesichts dieser unsichtbaren und dennoch messbaren Dimensionen an Parallelwelten denken? Welten, die neben der unsrigen existieren und die wir bestenfalls als Ahnung wahrnehmen? Vielleicht blickt mir ein unsichtbarer Bruder gerade über die Schulter und – nochmals vielleicht – versorgt mich mit Informationen.

Eines ist gewiss: Irgendwann werden wir Kontakt zu einer außerirdischen Lebensform bekommen. Diese Begegnung wird »der Jüngste Tag« für die Religionen werden. Alle Religionen sind im Grunde tief intolerant, auch wenn sich einige ihrer Anhänger tolerant ausgeben. Da mögen noch so viele Versöhnungs-Schalmeien erklingen, noch so viel Verständnis für die Andersgläubigen gepredigt werden, am Ende bleibt der Anspruch auf die absolute Wahrheit der eigenen Religion. Würde dieser Wahrheitsanspruch aufgegeben, gibt sich gleichzeitig die betreffende Religion auf. Christen können nicht plötzlich verkünden, die Worte Jesu in den Evangelien seien falsch, schließlich sollen sie von ihrem Gottessohn stammen. Genauso wenig wie Muslime sagen könnten, die Texte im heiligen Koran stammten nicht einheitlich von ihrem Religionsgründer. Und die Angehörigen der jüdischen Weltreligion glauben nun mal daran, »auserwählt« zu sein. Für Muslime gelten Andersgläubige als »Ungläubige«. Letztlich denken die Gläubigen aller drei großen, semitischen Religionen – Christentum, Judentum, Islam –, sie seien im Besitz der alleinigen Wahrheit. Sie müssen den Tag der Begegnung mit Außerirdischen fürchten. Liegt hier der verborgene Grund für eine bestimmte Wissenschaftsfeindlichkeit? Eine Religion, die wissenschaftliche Erkenntnisse ignoriert und ihren Gläubigen die wissenschaftlichen Resultate vorenthält, ist dogmatisch. Damit wird der Konflikt mit ETs unvermeidlich. Religiöse Rechthaberei und das Wissen der Außerirdischen vertragen sich nicht.

Wie wär's denn umgekehrt?, fragen mich wohlmeinende Kritiker. Was ist, wenn wir Menschen die Numero eins im Universum sind? Wenn wir die erste, intelligente Lebensform sind? Wenn all die Projekte, die ich hier skizzierte, von der »Von-Neumann-Maschine« über den WARP-Antrieb bis hin zur Panspermia von uns gestartet werden? Irgendwann in den kommenden Jahrhunderten?

Diese Denkweise funktioniert deshalb nicht, weil die ETs bereits mindestens einmal auf der Erde weilten. Ich *kenne* die Namen und

Berufe einiger Außerirdischer, die sich vor Jahrtausenden mit ausgesuchten Menschen unterhielten. Woher? Durfte ich eine Erleuchtung erleben? Sind mir diese Namen auf geisterhafte Weise über die »Meme« zugeflüstert worden?

Ach Unsinn! Jeder, der es wissen will, kann die Namen der ETs bei Henoch nachlesen. (Ich habe Henoch in meinem letzten Buch *Falsch informiert!* ausführlich behandelt [52]). Was machen wir damit? Nichts.

Wissen für die Hühner!

Jeder kennt die Steinkreise von Stonehenge im Süden Englands. Was haben die mit Außerirdischen zu tun?

Im Auftrag seines Königs Jakob I. (1603–1652) beschäftigte sich der damalige Hofarchitekt Inigo Jones (1573–1652) ausführlich mit den alten Überlieferungen um Stonehenge. Er fand heraus, dass die Steinkreise zu Ehren des Gottes »Coelus« (lat. Der Himmlische) errichtet wurden. Jones berichtete seinem König [148]:

»Ich unterstelle, es sei nicht impertinent, in diesem Zusammenhang mitzuteilen, was die Vorfahren über diesen Coelus überlieferten ... , der, welcher zuerst herrschte, war Coelus ... Er brachte den Menschen bei, gemeinsam zu leben, Felder zu bebauen, Städte zu erstellen. Er erzog die Wilden zu einem zivilisiertem Leben ... Er war ein brillanter Beobachter der Sterne und erklärte den Menschen, was kommen würde. Gemäß dem Stand der Sonne teilte er das Jahr in Monate ... Wegen seines großen Wissens über den Sternenhimmel überschütteten ihn die Menschen mit unsterblichen Ehrungen und verehrten ihn als Gott. Sie nannten ihn Coelus und bezogen dies auf sein Wissen über die himmlischen Körper ... Alle in dieser Antiquität aufgerichteten Steine sind wie symbolische Flammen, mit denen der Himmel verehrt wird ... In dieser Antiquität sind viele Steine in einer Imitation zu einem gesamten Werk

von verschiedenen Sternen zusammengestellt worden, die uns am Himmel in Form eines Kreises, genannt die himmlische Krone, erscheinen ... Stonehenge wurde erbaut, weil es eben diesem himmlischen Gott Coelus gewidmet war ...«

Werden derartige Informationen von irgendwem ernst genommen? Noch vor 100 Jahren verglichen die Gelehrten die vom Firmament herniedergestiegenen Kulturbringer mit »vermenschlichten Elementen der Natur« [149]. Der Vorstellungskomplex von Sonne und Mond habe in den Wirrköpfen unserer Vorfahren die entscheidende Rolle gespielt, lese ich. Unzweifelhaft (!) hätten die Wesen, die den Menschen die Kulturpflanzen und Werkzeuge vermittelten, eine »Mondnatur«, da sie schließlich ebenso schnell »heranwachsen, getötet oder zerstückelt« würden wie die Mondphasen. Bei dieser Betrachtungsweise wundert es nicht, wenn Bart- und Kopfschädel zu »Sonnenstrahlen« werden und die himmlischen Lehrmeister zu Gestirnen, die schließlich auch auftauchen und verschwinden.

Die eben verwendeten Zitate sind 100 Jahre alt. Es hat sich kaum etwas daran geändert. Wir kleben immer noch an vorgestrigen Schablonen aus der Psychologie und kommen uns dabei auch noch gebildet vor. Zwar habe ich Verständnis für die Deutungen früherer Jahrhunderte. Aber heute? Ist es denn wirklich Pflicht, diesen Nonsens den Studenten und den Gläubigen ihrer Religionen als »wissenschaftlich« zu verkaufen? Und aus welchen »göttlichen Mündern« sollen bei diesen psychologisch motivierten Vorstellungen denn die exakten Informationen über den Kalender, die Schalttage und die Namen der Außerirdischen stammen, niedergeschrieben vor Jahrtausenden?

Puma-Punku, das ich im ersten Kapitel behandelte, ist ein echtes Pfund! Nachprüfbar! Schon deshalb sollten wir endlich aufhören, uns auf den Arm nehmen zu lassen. Wir verkraften die Rückkehr der Götter dann etwas leichter.

LITERATURVERZEICHNIS

- [1] Pauwels, Luis und Bergier, Jacques: *Aufbruch ins dritte Jahrtausend*. Bern und Stuttgart 1962
- [2] Kiss, Edmund: *Das Sonnentor von Tihuanaku und Hörbigers Welteislehre*. Leipzig 1937
- [3] *Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments*. Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart 1972
- [4] Berdyczewski, M. J. (Bin Gorion): *Die Sagen der Juden von der Urzeit*. Frankfurt/M. 1913. Und: Bin Gorion, Micha Josef: *Die Sagen der Juden, Band III: Juda und Israel*. Frankfurt/M. 1927
- [5] Kautsch, Emil: *Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments. 2 Bände. Buch Henoch*. Tübingen 1900
- [6] *Die Argonauten des Apollonius*. Zürich 1779
- [7] Mooney, Georger, W.: *The Argonautica of Apollonius Rhodius*. Dublin 1912
- [8] Delage, Emile und Vian, Francis: *Apollonius de Rhodes: Argonautique. Tome III, Chant IV*. Paris 1981

- [9] Radermacher, Ludwig : *Mythos und Sage bei den Griechen*. München 1938. Und: Meuli, Karl: *Odysse und Argonautica. Untersuchungen zu griechischen Sagengeschichte*. Berlin 1921
- [10] Burckhardt, Georg: *Gilgamesch, eine Erzählung aus der alten Welt*. Wiesbaden 1958
- [11] Kramer, S. N.: *Geschichte beginnt mit Sumer*. Wiesbaden 1959
- [12] Schultze-Jena, *Popol Vuh, das Buch der Quinché-Indianer von Guatemala*. Stuttgart 1944. Und: Cordan, Wolfgang: *Das Buch des Rates – Popol Vuh. Schöpfungsmythos und Wanderung der Quinché-Maya*. Düsseldorf 1962
- [13] Freuchen, P.: *The Book of the Eskimos*. Greenwich 1961
- [14] Bezold, Carl: *Kebra Negest. Die Herrlichkeit der Könige*. München 1905
- [15] Kautsch, Emil: *Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments. 2 Bände. Das Buch Baruch*. Tübingen 1900
- [16] Weidenreich, F.: *Apes, Giants and Man*. Chicago 1946
- [17] Saurat, Denis: *Atlantis und die Herrschaft der Riesen*. Stuttgart 1955
- [18] Dougherty, C. N.: *Valley of Giants, the latest Discoveries in Palaeontology*. Cleburne, Texas, 1971
- [19] »Saurier und Primaten lebten Seite an Seite«. In: *Die Welt*, 14. Juni 2004, Seite 35. (Bezogen auf einen Beitrag im Fachmagazin *Nature*.)

- [20] Stiegner, Roswitha Germana: *Die Königin von Saba in ihrem Namen*. Dissertation, Graz 1979
- [21] Cremo, Michael A. und Thompson, Richard L.: *Verbotene Archäologie*. Rottenburg 2008
- [22] Hartmann W. K. und andere: *Origin of the Moon*. Houston 1986
- [23] Kleine, Thorsten und andere: »Hf-W Chronometry of Lunar Metals and the Age and Early Differentiation of the Moon«. In: *Science*, Vol. 310, 9. Dezember 2005, Seiten 1671–1674
- [24] Davies, Paul: *Der kosmische Volltreffer*. Frankfurt/M., 2008
- [25] Gardner, James N.: *Virtual interstellar Cloning*. Presentation at the IAA Symposium, Paris, 22.–26. September 2008
- [26] Gardner, James N.: »Bio-Kosmos, Intelligentes Leben als Architekt des Universums?«. Vortrag am WORLD MYSTERIES FORUM, Basel, 11. Mai 2008
- [27] Däniken, Erich von: *Der Götterschock*. München 1992, Seite 186 ff.
- [28] Däniken, Erich von: *Die Götter waren Astronauten*. München 2001. Seite 77 ff.
- [29] Blackmore, Susan: *Die Macht der Meme*. (Amazon. Siehe dazu die Internetsuchmaschine Google mit über 300 000 Eintragungen.)

- [30] Cieza de Leon, Pedro: *La chronica del Peru*. Avers 1554
- [31] Cieza de Leon, Pedro: *Secunda Parte de la Cronica del Peru*. Madrid 1880
- [32] De la Vega, Garcilaso: *Primera Parte de los comentarios Reales*. Madrid 1723
- [33] De la Vega, Garcilaso: *Historia General del Peru*, Madrid 1722
- [34] De Betanzos, Juan: *Suma y narration de los Incas*. Madrid 1880
- [35] De Moline, Cristobal: *De las Fabulas y Ritos de los Ingas*. Madrid 1882
- [36] De Castro/del Castillo: *Teatro Eclesiastico de las Iglesias del Peru y Nueva Espana*. Madrid 1651
- [37] Balboa, Miguel: *Histoire de Pérou*. Traduit par H. Ternaux-Compans. Paris 1840
- [38] Alcino, José: *Die Kunst des alten Amerika*. Freiburg 1979
- [39] D'Orbigny, Alcide: *Voyage dans l'Amérique Néridionale*. Paris 1844
- [40] Tschudi, Johann Jakob von : *Reisen durch Südamerika*. Leipzig 1869
- [41] Stübel, A. und Uhle, M.: *Die Ruinenstaette von Tiahuanaco im Hochlande des alten Peru*. Leipzig 1892

- [42] Middendorf, E. W.: *Das Runa Simi oder die Ketschua-Sprache*.
Und: *Wörterbuch des Runa Simi oder der Ketschua-Sprache*.
Beide Leipzig 1890
- [43] Posnansky, Arthur: *Tiahuanacu, the Cradle of American Man*.
Vol. I – IV, New York 1914 (und folgende Jahre)
- [44] Posnansky, Arthur: *Eine falsche Kritik Max Uhles*. Berlin 1913
- [45] Bellamy, H. S. und Allan, P.: *The Great Idol of Tiahuanaco*.
London 1959
- [46] Apelt, Otto: *Platon – sämtliche Dialoge. Band VII: Gesetze*.
Neuaufgabe Hamburg 1988
- [47] Luizaga, Jorge Miranda: *Das Sonnentor*. München 1985
- [48] Manzanilla, Linda: *Akapana: Una piramide en el centro del mundo*.
Maxico 1992
- [49] Moscoso, Javier F. E.: *Arquitectura Prehispanica en los Andes Bolivianos*.
La Paz 1994
- [50] Sanginés, Carlos P.: *Tiwanaku – 200 anos de investigaciones arqueologicas*.
La Paz 1995
- [51] Protzen, Jean-Pierre und Nair, Stella: »On Reconstructing Tiwanaku Architecture«. In: *Journal of the Society of Architectural Historians*, Vol. 59, Nr. 3, September 2000
- [52] Däniken, Erich von: *Falsch informiert!*. Rottenburg 2000

- [53] Hausdorf, Hartwig in: *Brisante Archäologie*. Rottenburg 2008
- [54] »Dubiose Mischung«. In: *Die Welt* vom 25. Mai 2008
- [55] »Auferstehung der Toten«. In: *Die Welt* vom 23. Mai 2008
- [56] Däniken, Erich von: *Erinnerungen an die Zukunft*, Düsseldorf 1968. Seite 140 ff.
- [57] Unger, Georg, F.: *Chronologie des Manetho*. Berlin 1867
- [58] Wadell, W. G.: *Manetho*. Cambridge, o. J.
- [59] Karst, Josef: *Eusebius Werke. 5. Band: Die Chronik*. Leipzig 1911
- [60] Däniken, Erich von: *Falsch informiert!*. Rottenburg 2008, Kapitel 2
- [61] Stan Hall: *Tayos Gold*. Rottenburg 2008, Seite 243
- [62] Eberhard, Otto. *Beiträge zur Geschichte des Stierkultes in Ägypten*. Leipzig 1938
- [63] Herodot: *Historien, griechisch – deutsch*. Band II, München 1963
- [64] Mariette, Auguste: *Le Séraphéum de Memphis*. Paris 1857 (veröffentlicht von Gaston Maspero 1882)
- [65] Mond, Robert: *The Bucheum*. Vol. I, London 1934

- [66] Leca, Ange-Pierre: *Die Mumien*. Düsseldorf 1982
- [67] Christenson, Allen J.: *Popol Vuh*, Vol. II (Folio 1 + 24 verso, Vers 140 ff.)
- [68] Faulkner, R. O. : *The ancient egyptian Pyramid Texts*. Oxford (England) 1969
- [69] Brugsch, Heinrich: *Die Sage von der geflügelten Sonnenscheibe nach altägyptischen Quellen*. Göttingen 1870
- [70] Feyerabends, Paul: *Naturphilosophie*. Frankfurt/M. 2009
- [71] Lurker, Manfred: *Götter und Symbole der alten Ägypter*. Bern 1974
- [72] *Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments*. Württembergische Bibelanstalt, 1972
- [73] Däniken, Erich von: *Prophet der Vergangenheit*. Düsseldorf 1979
- [74] Cordan, Wolfgang: *Das Buch des Rates. Mythos und Geschichte der Maya*. Düsseldorf 1962
- [75] Ebermann, Oskar: *Sagen der Technik*, Leipzig 1930
- [76] Krehl, Ludolf: *Über die Religion der vorislamischen Araber*. Leipzig 1863
- [77] Däniken, Erich: *Der Tag, an dem die Götter kamen*. München 1984

- [78] Ceram, C. W.: *Götter, Gräber und Gelehrte*. Hamburg o. J.
- [79] Fagan, Brian, M.: *Die vergrabene Sonne*. München 1979
- [80] Vollemaere, Anton Leon: *The Maya Year of 365 Days in the Codices*. Mechelen 1973
- [81] De Landa, Diego: *Relacion de las cosas de Yucetan*. 1566
- [82] De Landa, Diego: *Yucatan before and after the Conquest*. Translated by William Gates, New York 1978
- [83] De Acosta, José: *Historia natural y moral de los Indios*. Band VI, Sevilla 1590
- [84] Deckert, Helmut: *Maya-Handschrift der sächsischen Landesbibliothek Dresden, Codex Dresdensis*. Berlin 1962
- [85] Barthel, Thomas: »Die gegenwärtige Situation in der Erforschung der Maya-Schrift«. In: *Proceedings of the thirty-second International Congress of Americanists*.
- [86] Barthel, Thomas: »Mayahieroglyphen«. In: *Bild der Wissenschaft*, Heft 6, 4. Jahrgang, Juni 1967
- [87] Wilson, Robert W.: *Astronomical Notes on the Maya-Codices. Papers of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology*. Harvard University, Vol. VI, Nr. 3. Cambridge/Mass. 1924
- [88] Förstermann, Ernst: »Die Astronomie der Mayas«. In: *Das Weltall*, Berlin, 4. Jahrgang, Heft 19, 1. Juli 1904

- [89] Förstermann, Ernst: »Blatt sechzig der Dresdner Maya-Handschrift«. In: *Das Weltall*, 6. Jahrgang, Heft 16, 15. Mai 1906
- [90] Noll-Husum, Herbert: »Grundlegendes zur Zeitbestimmung der Maya«. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, Berlin, 69. Jahrgang, Heft 1/3, 1937
- [91] Henseling, Robert: »Das Alter der Maya-Astronomie und die Oktaeteris«. In: *Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik*, Berlin, 25. Jahrgang, Heft 3/4, 1949
- [92] Webber, William L.: *The thunderbird »Tootoosh« legends: Folktales of the Indian tribes of the Pacific Northwest Coast Indians*. Seattle 1936
- [93] Marriott, Alice und Rachlin, Carol K.: *Plains Indian Mythology*. New York 1975
- [94] Coffey, William E. (Koi Hosh): *Spirits of the sacred mountains – Creation stories of the American Indian*. New York 1978
- [95] Teit, James A.: *Gould Marian K etc.: Folk-Tales of Salishan and Sahaptin Tribes*. New York 1917
- [96] Morriveau, Norval: *Legends of my People – The great Ojibway*. New York/London 1965
- [97] Blumrich, J. F.: *Kasskara und die sieben Welten*. Düsseldorf 1979
- [98] Waters, Frank: *Book of the Hopi*. New York 1971

- [99] Däniken, Erich von: *Falsch informiert!*. Rottenburg 2008, Seite 99 ff.
- [100] Makemson, Worcester M.: *The Book of the Jaguar Priest. A Translation of the book of Chilam-Balam of Tizimin with commentary*. New York 1951
- [101] Ludwiger, Illobrand von: *UFOs, die unerwünschte Wahrheit*. Rottenburg 2009, Seite 351 ff.
- [102] Ayoub, M.: *Redemptive Suffering in Islam*. New York/Paris 1978
- [103] Sshedina, Abdulazaz Abdul-hussein: *Islamic Messianism*. New York 1981
- [104] Dalberg, F. von: *Scheik Mohammed Fani's Dabistan oder von der Religion der ältesten Parsen*. Aschaffenburg 1809
- [105] Widengren, G.: *Hochgottglaube im alten Iran*. Uppsala/Leipzig 1938
- [106] Reitzenstein, R.: *Das iranische Erlösungsmysterium*. Bonn 1921
- [107] Abegg, E.: *Der Messiasglaube in Indien und Iran*. Berlin/Leipzig 1928
- [108] Roy, D. P.: *The Mahabharata, Drona Parva*. Calcutta 1888, Seite 691, Vers 77
- [109] Glasenapp, H.: *Der Jainismus. Eine indische Erlösungsreligion*. Berlin 1925

- [110] Schomerus, H. W.: *Indische und christliche Erderwartungen und Erlösungshoffnung*. Gütersloh 1941
- [111] Diodor von Sizilien: *Geschichtsbibliothek*, 2. Buch. Übersetzung von Dr. Adolf Warhmund. Stuttgart 1867
- [112] Riessler, O.: *Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel. Die Apokalypse des Abraham*. Augsburg 1928
- [113] Burrows, M.: *Mehr Klarheit über die Schriftrollen*. München 1958
- [114] Kautzsch, E.: *Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments, Band 2: Das Buch Henoch*. Tübingen 1900
- [115] Bonwetsch, Nathanael G.: *Das sogenannte slawische Henochbuch*. Leipzig 1922
- [116] Grömling, Willi: *Tibets altes Geheimnis, Gesar, ein Sohn des Himmels*. Groß-Gerau 2005
- [117] Grünwedel, A.: *Mythologie des Buddhismus in Tibet und in der Mongolei*. Leipzig 1900
- [118] Gressmann, H.: *Der Messias*. Göttingen 1929
- [119] Däniken, Erich von: *Der Götterschock*. München 1992
- [120] Krannich, Paul Heiner: »Die Pharaonen des Manethos«. In: *Sagenhafte Zeiten*, Nr. 4/2005, 7. Jahrgang

- [121] Ruzo, Daniel: *La Historia fantástica de un descubrimiento. Los templos de piedra de una humanidad desaparecido*. Mexico 1974
- [122] *Las Ultimas Noticias*. Santiago de Chile, 26. Oktober 1968
- [123] Eissmann, Rafael Videla: *El Enladrillado, Und meseta prediluvial en los Andes*. Santiago de Chile 2008
- [124] »Fremde Intelligenzen – Rarität oder Regel?«. In: *Bild der Wissenschaft*, Nr. 2/2002
- [125] Crawford, Ian: »Where are they?«. In: *Scientific American*, July 2000
- [126] Hosek, William R.: »Economica and the Fermi Paradox«. In: *IBIS*, Vol. 60, 2007
- [127] Swenson, George jun.: »Intergalactically Speaking«. In: *Scientific American*, July 2002
- [128] Haviland, Robert P.: »Requirements for interstellar Travel«. In: *JBIS*, Vol. 60, 2007
- [129] Obousy, Richard: »Creating the ›Warp‹ in warp drives«. In: *Spaceflight*, Vol. 50, April 2008
- [130] Long, Kelvin: *A theoretical proposal for interstellar travel: Warp drive*.
- [131] Papagiannis, Michael D.: »Natural Selection of Stellar Civilisations by the Limits of Growth«. In: *Quarterly Journal of the Royal Astronomical Society*, Vol. 25. London 1984

- [132] Crawford, Ian: »Where are they?«. In: *Scientific American*, July 2000
- [133] Däniken, Erich von: *Beweise*. Düsseldorf 1977, Kapitel 5
- [134] Vollmert, Bruno: *Das Molekül und das Leben*. Hamburg 1985
- [135] Hoyle, Fred: *Das intelligente Universum*. Frankfurt am Main 1984
- [136] Hoyle, Fred und Wickramasinghe, N. C.: *Evolution aus dem All*. Frankfurt/M. 1981
- [137] Horn, David Arthur: *Götter gaben uns die Gene*. Berlin 1997
- [138] Lossau, Norbert: »Auch Außerirdische sind Gottes Geschöpfe.« In: *Die Welt*, Hamburg, 15. Mai 2008
- [139] De Chardin, Teilhard: *Der Mensch im Kosmos*. München 1965
- [140] Valiante, Francesco M.: »Der ›Außerirdische‹ ist unser Bruder.« In: *L'Osservatore Romano*, Nr. 24, 13. Juni 2008 (Original ital. in: OR vom 14. Mai 2008)
- [141] Ambjorn, Jan; Jurkiewicz Jerzi und Loll, Renate: »The Self-Organisation Quantum Universe«. In: *Scientific American*, July 2008
- [142] Charon, Jean E.: *Der Geist in der Materie*. Hamburg 1979
- [143] Charon, Jean E.: *La Theorie de la relativité complexe*. Paris 1977

- [144] Lovelock, Jim E.: *Unsere Erde wird überleben*. München 1982
- [145] Sudhoff, Heinke: *Ewiges Bewusstsein*. München 2005
- [146] Däniken Erich von: *Tomy und der Planet der Lüge* (Roman). Rottenburg 2007
- [147] Thiessen, Stefan und Kaku, Michio: »Lebendige Raumschiffe und intelligente Saurier«. In: *Brisante Archäologie*, Rottenburg 2008
- [148] Jones, Inigo: *The most noable Antiquity of Great Britain vulgarly colled Stonehenge*. 1655. (Reprinted in London 1973)
- [149] Ehrenreich, Paul: »Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der Alten Welt«. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, Jahrgang 37, Berlin 1905

BILDQUELLEN

Tatjana Ingold, Solothurn, Schweiz

Bilder 1–8, 10, 11, 21–23, 26, 36, 37, 39, 43–45, 61, 62, 66, 67

Erich von Däniken, Beatenberg, Schweiz

Bilder 9, 12–16, 19, 20, 24, 25, 36, 38, 40–42, 46–60, 63–65, 68–78

Arthur Posnansky, Berlin

Bilder 17, 18

Edmund Kiss, Berlin

Bild 27

Hans Schindler Bellamy, Wien

Bilder 28–31

Alphons Stübel, München

Bilder 32–34

Rafael Eissman, Santiago de Chile

Bilder 79, 80

N. C. Wickramasinghe, London

Bild 81

Die Götter kehren zurück!

»Der Jüngste Tag der Erkenntnis steht bevor!«, prophezeit Erich von Däniken und beruft sich dabei auf eine uralte, in Stein gehauene Prophezeiung der Maya: Ihr zufolge steigt am 23. Dezember 2012 der Gott »Bolon Yokte« zu uns hernieder. »Was kommt da auf uns zu?«, fragt sich der Altmeister und kehrt in seinem neuesten Sachbuch zu seinen Wurzeln zurück.

ISBN 978-3-942016-04-9



9 783942 016049